

# Illustrierte Frauen-Zeitung

Heft 12, I. Jährlich 24 Hefte. Preis vierteljährlich  
M. 2.50 (fl. 1.50, mit Postverband fl. 1.60).

Berlin und Wölfen, 15. Juni 1899.

Jährlich 24 Hefte. Preis vierteljährlich  
M. 2.50 (fl. 1.50, mit Postverband fl. 1.60). XXVI. Jahrg.

Nachdruck verboten.

## Wer siegt?

Novelle von Victor Blüthgen.

Drei Wagen fuhren gegen Abend auf der Chaussee dahin, die Stubbenkammer mit Säfniß verbindet. Die Insassen hatten einen Ausflug nach dem Herthasee und den Kreideselsen von Stubbenkammer gemacht und

waren auf der Heimkehr begriffen: Säfnißer Saison-Gäste, die einander an der table d'hôte des Hotel Fahrberg kennen gelernt hatten, wo sie ständige Nachbarn waren.

Im vordersten Wagen saßen drei alte Damen und ein junges Mädchen im Badfischalter, im mittleren zwei Chepaare.

Im letzten Wagen nur ein einzelnes Paar: der Maler Falstein, — seine Mutter befand sich unter dem

Glücksleeblatt im Vorderwagen, — und Frau Rose Bartels, die bewunderte Schönheit der table d'hôte. Sie stand am Schlusse der Zwanziger, er am Schlusse der Dreißiger. Sie hatte vor zwei Jahren in Magdeburg ihren alternden, kränklichen Gatten verloren und genoß ihre Freiheit, ihren Wohlstand und ihre Vollblüthe mit der Sicherheit der reisen Welt dame; er war einer der fleißigsten und anerkanntesten Portrait-Maler, Junggeselle, Besitzer einer kleinen, netten Villa in Groß-Lichterfelde, in der seine Mutter die Wirthschaft führte, ein „goldenes Gemüth“, wie die alte Dame gern unter der Hand versicherte, und nach der übereinstimmenden Ansicht der übrigen Weiblichkeit im Hotel auch ein „hübscher Mann“. Sie vom dunkeln, er vom blonden Typus.

Ihn hatte es gereizt, sie zu malen, — sie hatte es gereizt, von ihm gemalt zu werden. Er pflegte, wenn er auf Sommer-Erholung ging, grundsätzlich alles Malgeräth zu hause zu lassen; auf einmal hatte er sich kurzer Hand das Nöthigste von Berlin verschrieben und malte hier auf Rügen Studienlöpfe nach Frau Rose Bartels.

Sie folktierte mit ihm, so wie eine schöne Frau thut, die für einen Mann von Namen etwas bedeuten möchte, zu seinem andern Zweck, als um jeder etwaigen Concurrenz von vornherein den Rang abzulaufen. Das wurde natürlich ihr, die täglich einige Zeit vor ihm saß, darauf posirt, reizvoll zu wirken, nicht schwer. Er ordnete an ihr, an ihrem üppigen, glänzenden, dunkelbraunen Haar, an der Haltung des schlanken, blühenden Oberkörpers, rückte ihr den Kopf zurecht, hiess sie lächeln und verführerisch mit den braunen Augen blicken, und ein andermal melancholisch träumen: sie bezogte das eine wie das andere zum Entzücken. Sie plauderten bald vertraut, er immer wärmer, sie immer unbefangener, immer mit der nötigen Reserve dabei.

Das soll einer versuchen und diese Frau malen, ohne sich in sie zu verlieben! Und ohne zu hoffen!

Die mageren Gäule trotten faul dahin: man nützt sie im Sommer aus, um sie im Herbst wieder zu verkaufen. Der Himmel hängt voll schwerem Dunst, sodaß die Luft unnatürlich dämmert; und jetzt sängt ein feines Geriesel an zu sprühen. Im mittleren Wagen, in dem es sehr ununter hergeht, schreit eine Frauenstimme auf: „Mein Hut, mein Hut!“ und plötzlich entfalten sich dort Sonnenschirme.

„Ich fürchte, das wird eher schlimmer, als daß es aufhört,“ sagt der Maler hinten. „Wir haben noch eine Viertelstunde bis Säfniß, — wie wäre es, wenn wir den Wagen schlossen?“

„Schr einverstanden,“ nicht sie. „Dies Sprühen kennt man, es sieht so unschuldig aus, und im Umsehen ist man durchnäht.“

„Kutschter, halten Sie, wir wollen lieber den Wagen schließen.“

Und der Kutschter besorgt das, während die beiden anderen Wagen ihren Weg weiter verfolgen. Er zündet auch die Wagenlaternen an. „Es schadet nichts, wenn wir etwas später kommen,“ sagt Falstein.

Nun sitzen sie im Halbdunkel, ringsum eingeschlossen. Frau Rose ist ermüdet, lehnt sich zurück; sie sind vorher schon ein Weilchen schwiegend gefahren. Die Hände hat sie im Schoße, die Arme fest an den Körper gepreßt,



Hausmutterchen. Nach dem Gemälde von L. Nono.

Photographische Verlag von Franz Danthoengl in München.

aber ihre Kleiderfalten berühren den Maler, und dann und wann, wenn es der holperige Weg so will, berühren sich auch ihre Arme. So im Halbdunkel ist das eine ganz andere Sache, als vorher in der freien Luft.

„Frau Rose," sagt der Maler, „es wird mir blutsauer, so neben Ihnen zu sitzen.“

„Warum?“ spricht sie gedankenlos.

„Weil ich Sie liebe, ganz verrückt liebe; haben Sie das noch nicht gemerkt?“

„Ach, — nicht doch,“ sagt sie rasch. „Muß denn das sein?“

„Sie sind mein Verhängniß, Rose. So viele Jahre habe ich mich gegen das Heirathen gewehrt, aber wenn es die Menschenmöglichkeit ist, werden Sie meine Frau. Sagen Sie nicht Nein, thun Sie's nicht.“

„Doch,“ sagt sie. „Ich will nicht schon wieder heirathen; ich bin froh, frei zu sein und ein Stück Jugend nachgenießen zu können. Ich tauge überhaupt nicht recht zum Heirathen; ich kann eine ganz gute Freundin sein, aber ich bin eine sehr unbedeckte Frau.“

„Freundin, — Freundin, —“ ruft er unterdrückt. „Den Freund möchte ich sehen, der Sie einem anderen gönnt. Rose, — geben Sie mir eine Hand, nur eine —“

Sie gibt ihm die Linke, ohne ihren bequemen Sitz zu verändern. Er beugt sich nieder und küßt die Hand, so leidenschaftlich, wie ein Mann nur eine geliebte Hand küssen kann. Dann hält er fest, richtet sich auf und wendet den Kopf zu ihr, nah und näher, um zu prüfen, wie ihr Gesicht aussieht. Er atmet so mühsam, es geht wie ein Sturm heißer Erregung von ihm zu ihr. Und der bleiche Schimmer, der ihr Gesicht malt, zeigt ihm, daß sie die Augen geschlossen hat und daß sie lächelt.

Sie hat einen fühlenden, weichen Mund, er fühlt es, denn seine Küsse brennen darauf. Sie erwidert sie nicht, und sie sagt dazwischen: „Nicht doch, — was thun Sie, —“ aber sie sträubt sich nicht und hört nicht auf zu lächeln.

Nun wehrt sie ihn doch ab, legt ihren Arm vor. „Zeit seien Sie vernünftig,“ spricht sie. „Sezen Sie sich ruhig neben mich.“

„Rose, Du liebst mich,“ ruft er und hält ihre Hand fest und bedeckt wieder die Hand mit Küßen.

„Ich, — ich weiß es nicht. Vielmehr: ich bin Ihnen gut, das leugne ich nicht. Nun seien Sie aber nicht so furchtbar ausgeregt, dabei wird einem ja ganz angstlich. Eigentlich ist's schade, daß es so gekommen. Es war ein so nettes Verhältniß zwischen uns, daß ich wünschte, es wäre geblieben.“

„Rose, sprich nicht so nüchtern, so entsehlich verständig.“

„Ich bin eine fühlende Natur,“ meint sie. „Aber ich gestehe, es ist reizvoll, jemand zu lieben, der so heiß empfindet wie, — wie Du. Es ist möglich, daß darin das höchste Glück liegt, das mir bestimmt ist. Nur das dumme Heirathen —“

„Ich lasse Dich nicht, — stränbe Dich nur, aber bleib' mir gut und laß Dich von meiner Leidenschaft tragen, bis mein Tag gekommen ist. Ich habe die Kraft, Dich zu entzünden, und wenn Du wie nasses Stroh wärst. Rose, — Rose — —“

Und mit unterdrücktem Jubel schiebt er seinen Arm um ihren Hals und nimmt ihren Kopf und küßt sie wieder. „Galathea, Galathea, ich küsse Dich lebendig,“ stammelt er dazwischen, denn er fühlt, daß sie wärmer wird.

„Wenn Du es nur nicht bereust,“ sagt sie, als sie Lust hat. „Ich bin sehr anspruchsvoll, das sage ich Dir, und garnicht fügsam; ausnahmsweise ja, wenn es mir Vergnügen macht, so auszusehen. Ich maske und drapiere mich damit. Du kennst mich noch viel zu wenig. Jedenfalls bitte ich Dich darum: noch keine Offentlichkeit! Mir läßt Zeit, mich an den Gedanken einer Wiederheirath zu gewöhnen, und Du mußt mich erst genauer kennen lernen. Ja, willst Du?“

„Für mich giebt's kein Zurück, — gut, ich will mir Mühe geben, zu verbergen, — nur einer gegenüber werde ich das schwer können: meiner guten, alten Mutter.“

„Ja so, — hm. Ja, — was Deine Mutter betrifft, — nun, ich weiß nicht, ob die schweigen kann.“

„Wie das Grab.“

Eine Pause. Der Sprühregen springt glitzernd auf die Scheiben, aus den Rissen steigt ein müffiger Geruch und mischt sich mit dem Geruch von Leder; eintönig rollen die Nader.

„Wie Du willst,“ spricht sie plötzlich. „Du mußt es ja wissen.“

Ohne Affect sagt sie das. Aber er stupft doch.

„Ist Dir meine Mutter nicht sympathisch?“ fragt er.

„Das, — das, — wir haben wenig Fühlung mit

einander, glaube ich. Wir sind so sehr verschiedene Naturen.“

„Aber sie ist ein Engel an Güte, und das gleicht alles aus,“ sagt er warm. „Sie ist das anspruchsloseste, entgegenkommendste, liebebedürftigste und liebestrahlendste Herz, das Gott geschaffen. Mein Glück ist das ihre, mein Wille der ihre, ich bin ihre Welt, und wenn Du mein wirst, bist Du mit eingeschlossen, Rose.“

„Gewiß, den Eindruck habe ich auch von ihr.“ — Sie löst sich von ihm und späht durch die Scheiben. „Das ist doch Sämnitz, — die Licher —“

Falstein geleitet seine Mutter treppauf zu ihrem Zimmer. Rose Bartels ist bald nach dem Abendessen schon gegangen: sie sei müde. Ein stummer Händedruck, ein kurzes Aufleuchten in ihren Augen: das war ihr Abschied für den Glücklichen gewesen.

„Mama,“ sagt Falstein vor der Thür, „bist Du sehr schlaftrig?“

„Nein, Sohnerl,“ spricht sie verwundert. „Warum fragst Du?“

„Ich möchte mich noch ein paar Minuten zu Dir setzen.“

„Natürlich, komm' nur.“

Die kleine alte Dame läßt den Sohn vorgehen, der Händölzer aus der Tasche nimmt und die beiden Lichtstümpfe auf dem Tische anzündet.

„Nun sehe Dich, wo Du willst; ich will nur ablegen. Es war doch gut, daß ich das Tuch mitnahm, aber es ist ganz naß geworden.“

Ein rundliches Frauchen, mit etwas hastigen, harten Bewegungen der Arme. Aber wie sie da jetzt auf der Chaiselongue sitzt: eine gealterte Schönheit, mit diesem blässen, eher schmalen als vollen Gesichtchen, ohne viel Runzeln. Welch ein feingeschnittenes Näschen, und was für warme, grandulste, lebendige Augen!

„Mein schönes, altes Mütterchen,“ sagt Egon Falstein, vertauscht den Lehnsstuhl, in den er sich gesetzt, mit dem Platz neben ihr, schlägt den Arm um sie, und sie strahlt zu ihm auf, mit einer Innigkeit allerliebster Mutterliebe, daß er sie küssen muß.

„Was meinst Du zu Rose Bartels, Mutter?“

„Na, na,“ macht sie schelmisch, so wie ein großes Kind. „Ich glaube, Du beschäftigst Dich sehr mit ihr! Und nicht bloß, was das Malen betrifft. Es fällt schon auf; ich habe heute schon von der Rätherin und der Frau Schmieden etwas zu hören bekommen. Ist sie Dir ans Herz gewachsen?“

„Was würdest Du dazu sagen?“

„Nun, sie ist wahrhaftig eine sehr schöne Frau, und warum soll sie einen Mann nicht glücklich machen? Ich bin ihr sehr gut, da kannst Du sicher sein. Sie hat ja etwas Apartes und Zurückhaltendes, manchmal so, als ob sie in einer Welt für sich lebte und als ob wir alte Frauen sie nicht gerade besonders interessierten. Sie ist aber auch eine sehr fluge Frau und deshalb wohl mehr etwas für Männer. Wir sind ja alle verschieden. Vielleicht würdest Du gerade mit solch einer Frau glücklich, ja, ich glaube sogar, daß Du keine andere heirathen würdest, denn sonst hätte ich wohl längst eine Schwiegertochter, die mir etwas von der Wirthschaftslast abnähme.“

Falstein lachte vor sich hin: „Na, Muttchen, so sieht sie mir nicht aus, als ob sie aufs Wirthschaften erpicht wäre.“

„Das findet sich; was soll sie denn den ganzen Tag vor Langerweile anfangen, wenn Du beschäftigt bist? Aber wenn sie nicht mag, — sie scheint ja wohlhabend zu sein und wird sich Hülse nehmen. Ist es Dir denn wirklich Ernst? Sei doch recht vorsichtig, liebes Sohnerl, damit Du Dir nicht einen Korb holst. Am Ende will sie hoch hinaus und cajolirt Dich nur aus Eitelkeit, damit Du sie malen sollst, so ein berühmter Mann, wie Du bist.“

„Muttchen,“ — er nimmt den Kopf der alten Frau zwischen beide Hände, — „wenn sie mich nun will? Kannst Du sie als Tochter lieb haben?“

„Ja wirklich?“ fragt sie glückselig. „Natürlich, sie soll soviel Liebe haben, als sie mag; wenn sie mich nur auch ein bißchen gern hat, so eine einfache, alte Person. Aber ja! Sage doch: seid Ihr einig?“

„Ja, Mama, sie will meine Frau werden, wenn ich dabei bleibe; und ich liebe sie ganz gräßlich.“

„Mein Sohn, mein Sohn!“ sagt die alte Frau, erhebt sich ein wenig und führt den Sohn, der ihr sonst zu groß ist. „Gottes Segen über Euch! Aber Du sagst nur, daß Du sie sehr liebst, und mir ist das doch so wichtig: ob sie Dich auch so liebt?“

Sie setzt sich wieder, und ihr Auge drückt einige Besorgniß aus.

„Ich denke wohl, Muttchen; wenn es auch bei

ihr noch nicht so arg ist, wie bei mir, aber ich glaube, das findet sich noch.“

„Gott gebe, daß Du Dich darin nicht täuschest; ich glaube es ja auch. Wenn sie Dich auch zuerst häßlich nimmt, weil Du ein berühmter Mann bist, so bist Du doch so eine Seele von Mensch, daß ich die Frau sehn möchte, die sich nicht ganz in Dich verliebt, wenn sie Dich erst genauer kennen lernt. Ich bin so glücklich, daß Dein Herz endlich etwas gefunden hat, ich kann es gar nicht sagen. Du glaubst nicht, wie Du mich im Stillen gedauert hast, daß Du so allein durch die Welt gehst, und wie oft ich gebetet habe, daß Gott Dir doch eine Frau bescherten möchte, die Dich recht, recht lieb hat. Ich bin ja alt, und eines Tages werde ich nicht mehr bei Dir sein.“

„Na, na,“ ruft er, „reden wir davon nicht, das ist ja gar nicht auszudenken.“

„Das kommt aber,“ sagt sie, und dann sieht sie ihn schallhaft an. „Wann habt Ihr denn das ausgemacht? Etwa im Wagen?“ Und als er lächelt, lächelt sie: „Ich dachte mir im Stillen beinahe so etwas, wie Ihr Euch beide allein in einen Wagen setzt. Da wird aber einen Sturm morgen geben, wenn es bekannt wird! Die Rätherin —“

„Mama, beileibe nicht,“ unterbricht er rasch. „Rose will noch nicht, daß es bekannt werden soll.“

„So? Nun, vielleicht hat sie recht. Ich habe auch das Gefühl, daß es hier nicht der rechte Ort dafür ist. Wiewohl eigentlich alles darauf vorbereitet ist.“

„Du versprichst mir, daß Du ganz darüber schweigen wirst?“ Er hält ihr die Hand hin.

„Natürlich,“ sagt sie und schlägt ein. „Aber muß ich denn gegen Deine Braut auch so thun, als würde ich nichts?“

„Ja, Mama. Es ist schon, damit Du Dich nie einmal verplayverst.“

„Hm. — Nun, wie Du willst, liebes Sohnerl.“

Es war ja nicht durchzusehen, daß das so gefährliche Verhältniß zwischen dem Maler und der schönen Frau unerrathen blieb. Falstein selbst lehnte Anspielungen nur lächelnd ab, und wenn man die alte Dame ins Gebet nahm, so gab sie ihr Nein mit zu viel Kraftwand, als daß es nicht verdächtig geworden wäre; und ihre Blicke streiften viel zu oft und zu zärtlich über die Tafel. Nur Rose Bartels brachte es fertig, völlig Unbesangeneit zu heucheln. Sie behandelte Falstein freundlich reservirt; der Mutter ging sie aus den Wege, und wenn sie bemerkte, daß diese sie interessirte, zog sie Falstein zwischen den Brauen, um ein Zucken der Ungeduld ging über ihr Gesicht.

Eines Tages erklärte sie plötzlich zur allgemeinen Verblüffung, sie werde am nächsten Morgen abreisen. Die Situation würde hier unhaltbar, erklärte sie nachdem erschrockenen Maler. „Gehen wir zusammen irgendwo anders hin, vielleicht nach Harzburg oder Eisenach, aber nur wir zwei; und machen wir dort gar keine Bekanntschaften. Deine Mutter kann ja hier bleiben, wie?“

„Das nicht,“ sagte er glücklich, „aber das schadet nichts, sie geht gern nach Hause, wenn sie erfährt, wie wir vorhaben. Sie ist ohne mich außer dem Hause unbeküpflich wie ein Kind. Aber wagst Du denn das mit mir allein?“ Er sieht sie schallhaft an.

Sie zuckt die Achseln. „Ich bin doch Frau, und ich habe mich nie um Leutegerede gekümmert.“

„Nun also: gehen wir nach Eisenach.“

„Aber Ihr fahrt drei Tage später. Ich mache in einem Hotel Quartier.“

Und sie fährt ab, mit drei großen Bouquets, vor den sämmtlichen näheren Bekannten zum Schiff geleitet, die heimlich die Köpfe schütteln. Und drei Tage später fahren Falstein's, und die Köpfe werden noch mehr geschüttelt. Ist das Verabredung? Oder hat es einen Bruch gegeben zwischen den beiden, und Falstein ist der Aufenthalt hier verleidet?

Falstein bringt die Mutter nach Lichtenfelde, in das benachrichtigte Dienstmädchen sie erwartet.

„Nun grüße Deine liebe Braut recht schön von deiner Mutter. Gott gebe, daß es Dein Glück ist, lieber Sohnerl, ich bete immer darum.“

Das gibt wonnige Tage in der schönen Umgebung des alten Wartburg-Städtchens. Aus dem bewunderten Meister wird der immer tiefer in Leidenschaft verfallende Liebhaber, während die soforte Ehrfurcht der schönen Witwe immer mehr der gesetzten Sicherheit der Siegerin weicht, die ihre Kunstbezeugungen wie Goldarbeiten bemüht. Sie kann wohl einmal recht ungeldig, recht eigenjähig sein. Was schadet's? Sie besiegelt ihn.

Sie fragt nicht: Wann heirathen wir? aber er fragt.

Sie hat es gar nicht so eilig. Ist's nicht hübsch so, wie es ist? Das fatale Sichbinden, Verpflichtetsein, — da ist gleich wieder die Alltäglichkeit.

"Und meine Wohnung?" fragt sie. "Meine Einrichtung? Ich kann mich nicht so einfach davon trennen. Bei Dir ist mir alles fremd."

"Wir nehmen natürlich zu uns, was Dir am Herzen liegt. Ich könnte ja sehr viel elterlichen Hausrath ausrangieren, aber ein wenig muß ich doch auf meine Mutter dabei Rücksicht nehmen, die daran hängt."

"Nun, da gibt es doch den einfachsten Ausweg, — überhaupt —"

Sie hat einen raschen Anlauf genommen, und auf einmal steht sie.

"Was meinst Du?"

"Hm! Lassen wir das jetzt. Später. Ich denke, wir fahren von hier nach Lichterfelde, ich muß mir Deine Villa doch ansehen. Habt ihr dort Hotels?"

Nun, sie wird in Berlin wohnen, nach Lichterfelde gibt es ja Vorortverkehr.

Und je näher die Abreise rückt, je zärtlicher wird Rose Bartels; und Falstein ist glücklich, sehr glücklich.

Die junge Frau wohnt im Park-Hotel. Und heute holt Falstein mit einem Bouquet Rosen sie vom Lichterfelder Bahnhofe ab.

Mama Falstein steht auf der Gartentreppe, mit ausgebreiteten Armen und zärtlichen Augen: "Grüß Gott, mein liebes Töchterchen! Willkommen im künftigen Heim!" Rose durchschreitet am Arm von Falstein das Borgärtchen und nicht gezwungen lächelnd. Sie fühlt es mit tödlicher Sicherheit: diese alte Frau, mit ihrer Zärtlichkeit, den lebhaften, harten, edlen Bewegungen ist ihr tief unsympathisch. Sie muß sich umarmen lassen, aber dem Kusse weiß sie geschickt zu entgehen.

"Nun kommt herein, meine Kinder, der Kaffee wartet. Wie ich mich auf das Töchterchen gefreut habe! Wirst Du denn der alten Mutter auch ein bisschen gut sein?"

"Ich hoffe, Mama." Diese glückselige alte Frau längt schon mit dem Du an! Rose wird das Kunststück fertig bringen, während dieses Besuchs jede direkte Anrede zu vermeiden.

Fran Falstein erleichtert ihr's, plaudert unermüdlich mit all ihrer Lebhaftigkeit auf das "Töchterchen" ein, ab und zu ihre Hand fassend, während sie zu Kaffee und Kuchen nöthigt. Nun muß Rose doch die Familie und die Familien-Geschichte kennen lernen. Ein Dutzend Vornamen schwirren vor ihren Ohren; diese unglaubliche Mama wirkt mit Onkeln und Tanten, Cousins und Cousinen, Neffen und Nichten um sich, als müßte die Welt von ihnen wissen. Sie geht mit dem Paar durch das Haus, läßt sie keinen Moment allein. Da ist ihr Stübchen. "Recht altväterisch, wirst Du sagen. Aber es ist mir und Vater in der Jugend recht schwer geworden, das alles anzuschaffen, dafür hängt man desto mehr daran."

Und hier das Allerheiligste, das Atelier. "Ja, wer darin schon gesessen hat! Darüber läßt sich so viel erzählen." Der Mutterstolz leuchtet ihr aus den Augen, und sie springt nur so um mit hohem Adel und hoher Finanz, mit Berühmtheiten, die ihr artig begegnet sind oder mit denen sie sogar auf vertraulichem Fuße steht. Rose hört nur anfangs zu, dann beschäftigt sie sich mit der Atelier-Ausstattung, mit Stücken und Bildern; sie wird nervös davon, der Gedestrom der Mutter ist doch nicht ganz zu überhören. Falstein wehrt vergeblich, liebevoll, doch auch innerlich ungeduldig.

"Du, — Du, — kannst bescheiden thun. Aber Deine alte Mama kann für Dich renommiren."

Und zuletzt: da ist das Gärtchen hinter der Villa, das muß Rose auch sehen. Gutes Spaliers- und Zwergobst, lauter feine Sorten. Und Rosen! Das Bouquet, das Falstein nach der Bahn mitgenommen, ist hier geschnitten.

"Das ist ein großer Feiertag heute für uns, mein Töchterchen!" Und Rose Bartels hat schon wieder eine Umarmung zu erdenken. "Wie nett werden wir zusammen wirtschaften! Die Hauptarbeit nehme ich Dir ja ab. Wenn man so sein Leben lang gearbeitet hat, wie ich, kann man die Hände nicht in den Schoß legen. Ich sterbe, glaube ich, wenn ich das müßte."

Es dämmt. Ein schöner Abend, die Luft so weich, und solch eine erquickliche Ruhe zwischen den Gärten und Villen. Rose Bartels aber will fort. Mama Falstein schlägt die Hände vor sich zusammen. Wie? Ungegessen? Das ist ja nicht möglich. Es ist alles schon dafür hergerichtet. Es gehen ja noch unendlich viele Züge.

"Es wenigstens noch einen Bissen Abendbrot, Liebste," sagt Falstein entschieden. "Ich begleite Dich nachher nach Berlin."

Zögernd, mit gefrauster Stirn gibt sie nach.

Auf der Fahrt ist sie still, ein wenig reizbar, ungeduldig. "Ich bin furchtbar abgespannt, nimm mir's nicht übel."

"Mein altes Mütterchen war ganz aufgeregt," sagt er. "Ich begreife, daß sie Dich ermüdet hat."

Sie schweigt. Vor dem Park-Hotel will er sich verabschieden, aber Rose Bartels sagt plötzlich: "Komm noch auf mein Zimmer mit. Auf ein Viertelstündchen."

(Fortsetzung folgt.)

Nachdruck verboten.

## Die Presanella.

Eine Eistour.

Von Dr. Franz Oppenheimer.

**P**ebtausende norddeutscher Wanderer besuchten alljährlich Tirol und lassen den fruchtenden Strom ihrer Goldstrüfe über das arme Land dahinrieseln. Blochner-, Benediger- und Zillergruppe, — letztere die Domäne der Section Berlin, — fallen wieder von dem Geklapper norddeutscher Nagelhufe und von jammervoll falschen norddeutschen Jodlern. Auch die Septaler Ferner und der Südostwinkel, wo die schroffen Nadeln und Zinnen der Dolomiten sich in den Himmel spießen, wimmeln von den wagemuthigen Söhnen der Tiefebene, den echten Nachkommen des norddeutschen Donar. Denn wie dieser, gehen sie mit dem Hammer, dem Eispeitel, den Bergthuren zu Leibe und besiegen sie unwiderrücklich.

Aber der Südwestwinkel des heiligen Gebirgslandes, da, wo Österreich, Italien und Helvetien ihre Soldaten und Grenzposten in friedlicher Nachbarschaft halten, wird immer noch wenig von diesem Fremden- und Goldstrom getroffen. Es ist, als wenn die Eis für die meisten unserer Bergfreunde ein unübersteckbares Hindernis darstelle. Nördlich und östlich von dem ungeheueren Winde, den dieser Strom in seinem bis Meran östlichen, von da an südländischen Laufe bildet, kannst Du sicher sein, in jedem Dorfwohnhause und fast auf jeder Schuhhütte einen nordländischen Dreimänner-Stat zusammen zu bringen, aber der Südwestwinkel ist tohuwabohu, wüste und leer. Was bis hierher vordringt, das wird von dem prachtvollen und kühnen der Tiroler Hochgebirge, der Ortlergruppe, gleich beim Eintritt abgesangt. Kein Wunder! Denn hier vereinen sich Natur und Komfort, wie in Chamounix, Bermatt und Interlaken.

Mit dem Komfort sieht es südlich vom Ortler freilich übel aus. Wem zweimal täglich Conserve-Gulhas, uralt Brod und früh statt Kaffee Erbsensuppe nicht der Magen föhlte geworden sind durch Märkte, die den besten Koch, den Hunger, ans Werk gesetzt haben; wer Werth darauf legt, Bett zu benutzen, in denen man sich ausstrecken kann, ohne "die Beine abzuschrauben"; wem ein steiniger Berghang nicht lieber ist, als eine glatte Chaussee, der soll lieber in Harzburg oder Friedrichsroda sich die Kücken von außen, die Berge von unten und die Kneipen von innen ansehen. In diesen ungestriegelten Gebirgsländern wird er nicht auf seine Kosten kommen.

Wohl aber wird es der Naturfreund! Auch hier reden sich dunkle Waldberge, graue Felsnadeln und bläulich-weiße Eisfuppen in den Himmel; auch hier springen Bäche und brausen Wasserfälle zu Thal; und das kühne Herz, der kräftigste Körper finden auch hier touristische Aufgaben, die ihrer werth sind, in den drei stolzen Gletschergruppen der Brenta, des Adamello und der Presanella.

Die Eisenbahn, der "große Bruder" des Hochtouristen und Radlers, hatte uns von Bozen südwärts geführt, über Deutsch- und Wälsch-Meß nach Trient. Ein leichtes Bäglechen führte uns aus diesem Hochoslo hinauf nach Terlago; wir mietheten einen Träger, der uns die Rückseite den Monte Gazza hinauftragen sollte, und marschierten spät nachmittags ab.

Jean Jacques Rousseau hat bekanntlich seinen Ruhm damit begründet, daß er die Preisausgabe einer französischen Akademie: "Was hat die Civilisation dem Menschen gebracht?" dahin beantwortete, daß er bewies, sie habe ihm geschadet. Ich möchte fast die Wette anbieten, daß der weise Kindererzieher die erste Anregung zu dieser pessimistischen Auffassung erhielt, als ihn irgend ein Geschäft zwang, oder irgend ein Teufel ritt, einen gepflasterten Berg zu überschreiten, ähnlich wie der Monte Gazza. Wie herrlich bestiegt sich ein Berg, den die Kultur noch nicht belebt hat! Freundlich bietet er seine rauen Hänken Deinen bewehrten Füßen zu sicherem, nie gleitendem Tritt. "Die Welt ist vollkommen überall, wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Dual." Aber dieser Monte Gazza ist civilisiert und darum ein heimtückischer, verrätherischer Gefelle geworden. Die Gemeinden, denen die reichen Weiden dort oben zu eigen sind, ein saft- und krautfvolles Gras-Plateau, haben sich vereinigt, um einen Pfasterweg darüber zu führen, dessen sehr verständiger Ried darin besteht, das Futter, das oben wächst, auch im Sommer zu Thal bringen zu können, während sie bisher den Winter mit seiner Schlittenbahn abwarten mußten. Sie gewinnen dadurch die Möglichkeit, ihr Vieh im Stalle zu füttern, und das kommt wieder den Aedern unten im Thale zu gute, wie die Landwirtschaftslehre das mit sich bringt. Aber leider ist das Dekonomisch-gute nicht immer das Touristisch-angenehme! Der ganze Berg wimmelte von hoch mit Gras beladenen, eigenhümlichen Gefähren, vorn Wagen auf Rädern, hinten Schlitten Büffeln mit stark gebogenen Hörnern, geleitet und gebremst von hohen Gebirgsstürmern mit Hufeisen an den Absätzen. Sie wußten genau, warum; denn die an sich schon runden Kopfsteine des breiten Fahrweges waren durch die schwer belasteten, eisenbeschlagenen Schlittenfußen förmlich poliert; und wir waren gezwungen, eine für unbehelligte Beobachter gewiß sehr amüsante, für uns aber durchaus peinliche Hops-Steigerei auszuführen, da unsere benagelten Bergschuhe fortwährend ausglitten. Vier Stunden dauerte die Dual! Als wir endlich oben auf das schwelende Rasenpolster der Hochalm treten durften, hatten wir das Gefühl, daß die Bänder im Sprunggelenk gelockert seien und die Füße schlitterten.

Um so wohl fühlten wir uns jetzt. Singend marschierten wir über das breite Plateau, auf dem der "wundervolle, junge Abendwind, der nahtlos Fußes läuft im Haudegoß, unterteilt Sternen so wonne-wunderbar führt. Endlich erreichten wir den westlichen Abfall und waren uns ins Gras. Hier wollten wir, so war es beschlossen, unser "Souper" nehmen; aber wir vergaßen es lange, so wunder-herrlich war der Blick, der sich uns bot.

Vor uns stürzte wie ein zinnengekrönter Riesenwall die zärtliche Brenta steil in die Tiefe eines waldigen Thales. Leichte Wollensballen hingen an den drohenden Gipfeltürmen, die stammten rot im Lichte der Abendonne, die längst dahinter niedergegangen waren und jetzt noch aus unsichtbaren Thälern ihr schiedendes Licht emporhandte. So still und feierlich war es, daß wir den Atem anhielten, wie wir schweigend hinübersehen, so feierlich und groß, als leuchte dort das Feuerwerk des immer entblümten, immer ersehnten und, ach, so fernnen Weltfriedens von dem Gipfel dieser einjähnlichen Berg-Majestät.

Wir wandten uns: drüben im Osten stieg riesengroß und blutigroß durch leichte Fernküste der Vollmond heraus über den Bergen, die herübergrüßten zum letzten Abschied in diesem Jahre. Tief unten im Thale der bereliche, langgestreckte Gardasee, tief blaugrüner Glanz, und dahinter, im Abenddust verschwimmend, ein breiter, matigrüner Streifen: die Alberstreite der Lombarden!

Die atemlose Stille wurde plötzlich durch ein grimmiges Knurren unterbrochen. Es waren unsere verehrlichen Männer, welche uns mitteilten, daß sie mangels geeigneter Sinnesorgane keinerlei ästhetische Bedürfnisse, dagegen sehr materielle Befriedungen hätten und fatorisch die fällige Mahlzeit fordern müssten. Diesen Wunsch mußte Folge geleistet werden; und Pains, Brod, Speck, Chocolade und Backpflaumen verschwanden wie Eis in der Sonne. Das lezte Dämmerlicht des müden Tages verflachte, als wir dem wohlgepeist und wohlbezahlt Träger die nicht ganz saubere Tage sättelten, die Rückseite über die Schultern warzen und thalab sprangen. Bald nahm uns der Hochwald auf; wie Hansel und Gretel tasteten wir uns an den weißen Steinen entlang, mit denen der Weg bedeckt war, freilich auch nicht ohne Schwierigkeiten, und fanden uns zuletzt am Ufer des See von Molveno.

Wie wird uns dies Bild aus der Erinnerung schwinden! Der langgestreckte See leuchtet matt heraus im Vollmondlicht, wie ein Strom flüssigen Silbers. Himmelhoch ragt die Felsmauer der Brenta aus dem Spiegel empor, der sie himmelweit wiedergibt, und über dieser gewaltigen Einheit funkt blizzend, zustend, flammenprüfend das lautlose Feuerwerk der Sternschuppen des Perseiden schwärms! Eine Nacht, in der einem der Märchenglaube wieder kommt. Wäre die Eisenfürstin auf ihrem weißen Ross mit dem gläschlingelnden Baumzeug aus dem Didicht getaucht, ich hätte mich fürwahr so wenig darüber gewundert, wie seinerzeit Tom der Reimer.

Ein Schuß, dessen Name vermaledeit sei, lauerte uns am Eingang des Ortes ab und lockte uns in ein Alberg. Es gab eine Nacht des Stampfes und des Hornes. Erst brüllten im Nebenzimmer ein halb Dutzend Eingeborene beim Mora-Spiel ihr Due, quattro, cinque! mit joicher Hintanzugung ihrer fehlspitzen Gejundheit, daß wir schließlich aus dem Bett fuhren und die ganze Gesellschaft mit wenig Höflichkeit und viel Energie hinauswurfen; dann fanden wir auch noch nicht zur Ruhe, wir wurden auf andere Weise gequält. Als der prächtige Nikolussi uns morgens um einhalb drei Uhr "weckte", war es eine Erlösung.

Nach einem durchaus nicht frugalen Frühstück brachen wir auf und erklimmen in scharfem Marsch das Rifugio Tosa-Diner: Conserve-Gulhas! Nachmittags durchsletterten wir die Kamme und balancierten auf den Schuhbändern der Brenta alta, seelenvergnügt, prachtvoll unterhalten von unserem alten Nikolussi, dem ersten Erzieher dieser Berggruppe, der uns in einem förmlichen "missinglich" von Italiens und Deutsch unterhielt. So z. B. drückte er seine Befriedigung über die Leistungsfähigkeit unserer Unter-Extremitäten durch das häufig wiederholte: "boni schinki" aus. Souper: Conserve-Gulhas.

Die nächste Nacht war wieder schlaflos. Das Rifugio war zum Theil ohne Dach, sinternal daran gesetzt wurde, und beherbergte 24 statt der 8 Personen, für die es geacht ist. Die Compagnie machte genügend Spektakel, trank und spielte bei nahe die ganze Nacht, trog aller Reglemente. Es war böse, und wir gingen einigermaßen verdrossen los in aller Herrgottsfreiheit des nächsten Tages. Der Tag wurde schwül, der Schnee war matsch, unser Herz rebellte gegen die scharfe Steigung nach zwei solchen Marztagen ohne Schlaf: kurz, wir brauchten richtig die Badeferzeit auf den Gipfel der Cima Tosa, d. h. eine Stunde mehr als sonst, und mußten uns entschließen, die noch beabsichtigte, sehr heiße und anstrengende Besteigung des Crozon für dieses Mal aufzugeben. So schritten wir zur Hütte zurück. Diner: Conserve-Gulhas!

Dort fanden wir neue Gesellschaft. Eine Partie italienischer "Hotelschlängen" aus dem benachbarten österreichischen St. Moritz, Madonna di Campiglio, hatte die Wunder und "Gefahren" des Hochgebirges lernen wollen und mit Seilen und Bergstöcken die "schwierige Tour" über die Bocca di Brenta, einen "vergletscheren" Hochpol, auf das Rifugio unternommen. Es war ein wohlbelebter Papa, Antinouskopf mit schwarem Spitzbart, eine wunderhübsche Signorina mit dem kleinen, bleichen Oval des Gesichts und den langgeschlitzten, scheinbar müden und doch so blitzenden Brauungen der Nase und Preostsi, ein Brüderlein in den Flegeljahren und eine dittliche Tante.

Als wir anlangten, präparierte die Gesellschaft gerade den Rückmarsch. Sie schmärmten sich mit Baseline ein, daß sie wie die Speckwarten glänzen, schnallten an Gamaschen und Knöpfen an Rocktaschen. Dann zogen sie ab mit vier Führern, für eine Partie, die nach dem alpinen Kraftausdruck "eine alte Frau Sonntags vor der Messe in Filzpartnern ausführt". Wir ließen ihnen gut anderthalb Stunden Vorprung, hatten sie aber nach einer Stunde Geschwindischt rhalab wieder fest. Es war ein herzerwärmender Anblick! Ein etwa sechzig Meter hohes, ein wenig steiles Gletscherfeld war abwärts zu überwinden, das unten in eine ebene Schneemulde ausließ: hier krebsen die Unglücksgeister herum und schossen es nicht. Namentlich die Tante bot ein Bild des Jammers. Käseweiß, mit spielerischer Rasse und schlotternden Gliedern klammerte sie sich an den Führer und dachte gewiß an alle Notizen mit der Spitzmarke: Abgefürzt! die sie in ihren vierzig bis fünfzig Venzen gelesen hatte. Die Spitzbuben machten ihren Touristen die Sache augenscheinlich so schwer wie möglich, um ein um so größeres

Balschisch für „Rettung aus Todesgefahr“ einzustreichen. Sie machten auch böse Gesichter, als wir die „schwere Stelle“ mit einer flotten „Abfahrt“ am Pidel über den Schnee hinter uns brachten. Brüderlein, das vorwippte, wollte es uns nachmachen und schoh als ein Wirbel von Armen und Beinen in den Schnee, was einen vielstimmigen Schrei des Entsehens hervorrief. Ich bin überzeugt, daß die „gottverfürchende Verwegenheit“, die wir hier entfalteten, am Abend das Gesprächsthema im Grand Hotel zu Madonna di Campiglio gebildet hat.

In dem entzündend schönen Baldihale, das wir jetzt, nach Westen wandernd, durchschritten, gab es zu viel Blaubeeren und Erdbeeren, als daß wir hätten schnell vorankommen können. Wir „lutschten“ uns ganz piano nach Vinzolo hinunter, und schon leuchtete uns das gasförmige Dach, als unser Führer noch einmal durch die Mittheilung, daß in just dieser Osteria der

tafel eines Theatermalers. Trotzdem rann uns der Schweiß aus allen Poren, denn es war furchtbar steil! Glücklicher Weise hatten wir einem grauäugigen Italiener-Teufelchen unten Brombeeren abgelautet, die ganzen Hütte voll für einen Soldo! Die mußten uns die Zeit fürgen. Es ist merkwürdig, wie viel unverdauliches Zeug man bei solchen Märchen verdauen kann!

Spät abends kamen wir an die Malga dei Fiori, die „Blumenalm“ auf deutsch. Langgezogene, aus Bildern rätselhaft aufgerichtete, mit Steinbeschweren Tannenschindeln gedeckte Schuppen beherbergen hier oben auf einem wundervollen Grasplateau die Kinderherden und ihre Eunasi mit Weibern und Kindern. Wir genossen die einfache Gastfreundschaft dieser Kanadier, — für gutes italienisches Silbergeld. Am rohsladernden, offenen Kienspanfeuer vorn gebraten, hinten eifig

nacht Miniatur-Walzischen, einem Stückchen Chokolade und etwas Brod. Wir rechneten darauf, bald nach Mittag in der Malga Stavel Milch und Brod zu erhalten. Aber Meisenhartus, der Gott der Holzwege, hatte es anders bestimmt.

Unterm Südostgrat verfrüchteten wir, schon sehr spärlich den Rest unserer Borräthe. Dann überkletterten wir das gefährliche, brüchige Gestein des Grates ohne weitere Zwischenfälle, kamen auf den oberen Hirn des Nardisgrates und von hier aus über ein langes, unendlich langes, kaum geneigtes Schneefeld leicht zum Gipfel der Presanella in jenen wohlthätigen Stumpfstein, dem eine lange ungewöhnliche Schneestampferei glücklicherweise immer im Hochtouristen erzeugt. Ich helfe mir immer damit, daß ich die Zahl der noch zu machenden Schritte tarre und dann zähle. Dies Mal zählte ich bis über fünftausend. Eine wunderbare Aussicht von den



Die Presanella.

beste Wein im Thälchen sprudelte, den eilenden Fuß aufhielt. Auf den morgigen Rasttag durften wir eines sündigen, und so kam's, daß unser Beutel leichter und unser Kopf schwerer war, und daß alle Glocken die Besper läuteten, als wir im Städtchen einzogen. Bei einem Wirths wundermild luden wir uns zu Gäste. Souper; durchaus nicht Conserve-Gulasch, sondern Rüdesuppe, Wiener Schnitzel, Omelette aux Confitures und „Fromage“. Ein bishchen Kultur ist zu Zeiten doch nicht ganz verächtlich, mein thurer Jean Jacques! Dann gingen wir zu Bett, — und dann klopste der Haussknecht an die Zimmerthür und mahnte, es sei Mittag. „Mitten in der Nacht weckt einen der . . . !“, fragte der lange Aps, stand aber doch auf, weil er Hunger hatte.

Der Tag war wieder schwül, Gewitterwolken zogen blau-schwarz aus Westen über das Thal, zuweilen fielen einige Tropfen und ein ferner Donner grollte. Wir „mailläferten“ ziemlich lange, ob wir nicht noch einen Rasttag zugeben sollten? Das Wetter war zu angenehm drohend, als daß das liebe Kleinechen nicht hätte auf uns wirken sollen, wie Capua auf die marschmäßigen Krieger Hannibals. Aber die Tugend und das Programm siegte! Wir zogen nachmittags ab, begleitet von den Segenswünschen der schwarzäugigen Kellnerinnen, und bogem nach kurzem Marsche auf der schönen Fahrstraße durchs Val di Genova rechts ab ins Thal Nardis.

Dieses „Thal“ ist eigentlich kein Thal, sondern eine Wand. Der Nardisbach, der aus dem Presanella-Hirn springt, hat es eilig, ins Thal zu kommen, und wirft sich darum in einem einzigen gigantischen Wasserfall hinunter. Neben dieser brüllenden Rastade führt der „Weg“ auf einer unendlichen Felsentreppe hinauf. Wie sah ich eine Gegend, die den Landschafts-Decorationen einer großen Bühne so ähnlich ist, wie dieser Aufstieg: moosbewachsene Felsblöcke mit rinnenden Wasserchen dazwischen, niedendes, fastiges Strandwerk, das Dich jaust streicht und Dir Deinen Hut nehmen will, wie ein tändelnder, verliebter Badschisch: alles so niedlich, so „schönlich“, wie aus der Phan-

vom Abendwind angehaucht, verspeisten wir unendliche Quantitäten Brod, Butter und Käse und tranken dazu Wasser und Kirschbranntwein. Die krausköpfige Jugend begaffte uns scheu von fern, und der alte Großpapa zog an seinem schwarzen Pfeifenstummel, nictie mit dem struppigen Grautops und zeigte entzückt grinsend seine sämtlichen Zahnlücken, als wir ihm unseren Tobacco-Beutel zur gefälligen Benutzung offerierten. Diese rohen Rauern vom rothen, zuckenden Feuerschein angelüst, diese wilden, schönen Gesichter unserer Wirths: das war wie ein Gemälde Salvator Rosa's aus einer jardischen Räuberhöhle.

Später öffnete uns das Rifugio Presanella seine gäliche Pforte. Es lag wie gebadet im Vollmondschein dieser, ach! für einen „guten Schnee“ viel zu warmen und doch so herrlichen, einzigen Nacht. Eine leuchtende Unendlichkeit, so lag die Welt um uns, lautlos sich selbst belauschend, eine Welt, in der es nichts Höhliches und Scharres mehr gab: gerundet alle Kanten, ausgeglichen alle Edlen, verschließend alle Umrisse in dem klingenden Mondenschein! „Die Weiten atmen Beruhigung“, sagt Verlaine. Wir gingen andächtig zu Bett.

Der nächste Tag begann mit einem schlechten Omen und hielt treulich, was er versprach. Er wurde eine Kette von kleinen Unglücksfällen und wäre beinahe mit einem großen zu Ende gekommen. Die Sache begann damit, daß der Ofen rauchte, so entsetzlich rauchte, daß wir bitterlich weinend mit all unseren Kleidungsstücke ins Freie flüchteten, um unsere Toilette draußen zu beenden. Dabei wurde uns zu unserem Schreck sofort klar, daß wir nicht froren: folglich hatte es die Nacht nicht gefroren, der Schnee mußte matsch sein. Die lange Tour konnte angenehm werden. Sie wurde es auch! Dabei ging uns noch in dem Zweikampf zwischen dem Führer und dem widerpenstigen Ofen eine an solchem warmen Tage doppelt kostbare Stunde verloren. Endlich besamen wir unsere Erbsensuppe und konnten aufbrechen.

Unser Proviant bestand noch aus zwei Sardinienbüchsen

3546 m emporragenden Gipfel lohnte die Mühe. Nordwärts stürzte eine furchtbar steile Eiswand ins Val Stavel hinab und drüber reckten sich die Eiskuppen der Ortlergruppe in den schwül-blauen Himmel, der Cavedale, der König, der Ortler selbst mit seiner Krone sein geschliffener Gipfelzahn um die majestätische Stirn. Südlich lockte der Adamello, und östlich hinter den wohlbekannten Zäden der Brenta ragten die wunderlichen Formen der Dolomiten empor.

Der weiche Schnee und der leere Magen drängten zum Rückmarsch. Zu vieren angefeilt, mein Bruder vorn, ich als zweiter, dann der lange Aps und zuletzt als Sicherung Signor Quintilio, der Führer, umschritten wir den Gipfelzahn und kletterten über einen steilen Felsgrat auf den Nardisgrat hinab, der an dieser Stelle steil wie ein gotisches Kirchendach und glatt wie eine Eisbahn abfiel. Die Felsen waren völlig vereist. Mein Bruder, den ich, zwischen zwei Felsblöcken eingeklemmt, am Seile hielt, erreichte mühsam die Eisfläche und hieb sich stufen schlaggerad bis an eine etwas schnebedeckte und etwas weniger steile Stelle vorwärts, dann folgte ich. Die Kletterei war äußerst schwierig. Der Eisgrat hinderte mich am Klettern, — leider hatte ich keine Schleife daran, um ihn einzuhängen, — und so geschah es, daß er mir bei der letzten Stelle abwärts aus den verflammteten Fingern glitt und feindselig abwärts segelte. Glücklicherweise blieb er wenig oberhalb der Randkruste im Schnee stecken, sonst hätte ich ihn nie wiedergefunden.

Ich wußte genau, was nun kommen würde: die meisten Touristen, — mich leider eingeschlossen, — sind auf Eis ohne den Pidel hilflose Geschöpfe. Er ist uns dritter Arm und drittes Bein und Greifklau. Jetzt sollte ich ohne diesen hilfsreichen Engel über das vereiste Kirchendach spazieren, über Stufen, die völlig für einen pickelbewehrten Mann ausreichten, aber dem Unbewaffneten nur sehr spärlich Halt boten. — und die ich natürlich auch nicht vertiefen konnte. Ich sagte also: „Achtung, feststehen, ich werde fallen!“ und machte

auch eine Minute später mein Wort wahr. Zappelnd hing ich in der Schlinge. Wäre das Seil gebrochen, so wäre ich meinem Pidol nachgesegelt, wäre aber kaum im Schnee stunden geblieben, sondern hätte mit den Eisjungfrauen in der Kandlflut frieren dürfen. Glücklicherweise hielt der Manifahaf, und ich konnte mich, von den beiden Hintermännern

Schneefeld „abfahren“, um aufatmend den Fuß wieder auf festes Gestein zu setzen.

Wir waren hundsmüde. Fast neun Stunden in matschem Schnee, in dem man regelmäßig bis zur halben Wade und oft genug bis über den Schenkel einbrach, die Bergschuhe voller Schmelzwasser, in dem jeder Schritt melodisch „quatschte“.

dennen, wenn ein Ton die Luft ins Erzittern brachte, jeder Felsblock lebendig wurde und wie eine toll gewordene Gemse hinter uns her sprang. Mir rollte eine tischgroße Platte über den Fuß, ohne mich übrigens wesentlich zu beschädigen. Als verknackte sich das Sprunggelenk ein wenig: aber nichts konnte uns aufhalten. Endlich, es war drei Uhr geworden, tauchte



Rene. Nach dem Gemälde von G. K. Klimt. Grünberg.  
Photographie-Serie von Georg Günther in Grünberg.

emporgeholt, an einem Felszinnen versetzen und so lange halten, bis Signor Quincilio sich entschloß, mir seinen Pidol zu leihen. Dann fanden wir glücklich auf die Sella Freshfield, gingen sehr vorsichtig die steile Vedretta Presanella hinab, deren furchtbar dräuende Kandlflut wir funktivoll mit Benutzung einer Art von Eisinsel kreuzten, die wie ein Stalattit mitten aus dem Schlunde emporstand, übten uns dann noch etwa eine Stunde im Spaltenüberspringen und durften endlich endlich! den Pidol einzogen und das letzte

hätten wir es fürwahr nicht übel genommen, wenn uns gleich unten an der Moräne ein freundliches „Chalet“ Obdach und Nahrung geboten hätte, wie sie am Fuße der Schweizer Gletscher so häufig den Touristen erfreuen. Aber kein Chalet war sichtbar in dieser grauen, furchtbaren Felsenöde, in der nichts lebendiges war, als der milchweiss glitschende Gletscherbach und wir hungrigen Männer. So gab es denn keinerlei Rübe noch Rast: unser Hunger bestrengte uns auf gräulichen Felsensteigen ins Thal hinab, durch verheizte Schluchten, in

tief unten im Thale ein Dach auf: Hurrah, die Malga! Wie müde Gäule, die die Krippe wittern, setzten wir in langen, verwogenen Springen den letzten Abhang hinab. O, Meyenhartus! die Sennhütte war von einer Steinlawine zerschlagen und leer. Ade ihr Träume vom Lande, wo Milch und Käse fließen sollten!

Wir verhandelten im Galgenhumor mit unserem Tyrannen, dem Magen. Er setzte uns eine letzte Frist. Wenn er nicht drunter im Dorfe binnien zwei Stunden zu seinem Rechte kommen

würde, könnten wir was erleben. Also wieder vorwärts ohne Rast! Den schauderhaften Steigenspaz der Alpen, der mit spitzen Blüten bedeckt war wie der Igel mit Stacheln, humpelten wir im beschleunigten Tempo hinab. Fern, fernher leuchtete über einem lichten Wald fort auf der unteren Thalstufe eine graufilbern-glechende Verbeizung, das Schindeldach der ersten menschlichen Behausung. Es lockte und lockte übermächtig, und der Magen hämmerte den Taft zum schnellen Marschschritt. Zu Tode erschöpft, kamen wir um fünf Uhr unten an — und fanden das Dorf leer, Haus bei Haus verängstigt! Stein lebendes Wesen: sie waren alle „im Heu juchbeit!“; nur eine Kugel blitzte uns am ersten Hause schlaftrig an, mit einem spöttischen Glanz: sie hatte augenscheinlich ihren Mäusebraten intus.

Wir irrten verzweifelt von Haus zu Haus. Ueberall das gleiche Todes Schweigen! An der letzten Hütte sahen wir uns an. Einen Augenblick tauchte der Gedanke auf, umzukehren und die kostbare Kugel zu braten; aber der Antrag fiel, weil wir eine Viertelstunde hätten zurückgehen müssen. Leider war hier herum kein erfahrener Bierfänger sichtbar. Der Humor der Situation packte uns mächtig, wir lachten vor Lachen.

Aber dieses Mal sollte uns sogar der Humor vergehen! Wir rechneten darauf, unmittelbar am Ausgänge des Thales die „Cantoniera di Tonale“, eine Cantine für die Grenztruppen, zu finden, um uns zu erlaufen. Noch ein kleines Stündchen, hatten wir berechnet. Das ließ sich auch noch schaffen! Wir lohnten also den würdigen Quintilio ab, der angeblich einen Richtweg nehmen wollte, um nach Pinzolo zurück zu gelangen, verteilten Selle, Mäntel und Steigeisen ehrlich und gingen vergnügt weiter. Eine halbe Stunde darauf wurde es uns klar, warum der Führer den Abschied so eilig gehabt hatte. Der Dolomiten hatte den Auftrag, uns um den Waldrücken, der der Presanella nördlich vorgelagert ist, westlich herumzuführen, hatte uns aber östlich herumgeführt. Das ergab für ihn, der nach Osten zurückwollte, dreißig Kilometer Gewinn, für uns ebensoviel Verlust.

Zunächst erlebten wir das Vergnügen, daß wir das ganze breite Hauptthal erst überstreiten und circa 300 m am Nordhang empor klettern müssten, um die schöne R. E. Poststraße zu erreichen, die von Bozen über den Tonale-Pass nach Edolo führt. Als wir endlich, schwamm, oben angelangt waren, erwiederte uns eine liebreizende Maid auf der Frage, wie weit die Cantoniera sei, sehr freundlich und holdselig: due ore!

Das Donnerwort warf uns einfach um. Wir sahen uns auf einen Haufen Chaussée-Steine und sahen uns trübsinnig an. Wir „konnten nicht mehr“. Vierzehn Stunden härtester Arbeit, seit mehr als elf Stunden keinen Bissen mehr im Munde; der sterbliche Theil streikte. Er weigerte sich entschieden, mit dem Gesäß und bei der Gewitterschwüle noch zwei Stunden zu steigen. Aber je länger wir ruhten, um so müder und fräßer wurden wir. Wir sahen stumpsinnig Wagen auf Wagen an uns vorüberrollen, hoch beladen mit dem förmlichen Gebirgsbau, auf dem die Männerlein und Weiblein unseres verzauberten Dorfes heimfuhren zu der durch ein Wunder geretteten Siezekape. Sie sahen so heimatisch-schwäbisch aus mit ihren blauen Augen und der weißen Lipfelmütze auf dem runden Blondkopfe, diese „Italiener“, als hießen sie Mäusele und Beisele, Schneidele und Fleele, und sind auch echte Alemannen, wenn auch in ihrer Sprache verwöhnt bis zur letzten Silbe. Ach, es umgab diese Gesichter aus Schwobeland ein geheimnisvoller Duft wie von „Spätzle“ mit Kraut; und nur um so ungestümmer klang das klagende Lied unter unseren Rippen links!

Ra, führen bleiben konnten wir ja nicht auf unserem Steinbauen; und, wenn es auch nicht mehr ging, so mußte es eben doch noch gehen. Wir rückten also die Rücksäcke zurecht und schlichen verdrossen thalauf. Wie werde ich vergeßen, mit welcher Gier ich das Wasser abließte, das aus einem Weinberg über die moosigen Steine niederschüttete.

Auf einmal fuhr ein kühler Windstoß die Straße heraus und weckte mich aus meinem Halbschlummer. In demselben Augenblicke sah ich meinen Bruder vor mir in ein geradezu mörderisches Tempo fallen und begriff, daß er das einzige Mittel gefunden hatte, um uns noch unter Dach und Fach zu bringen. Ich mußte eine Minute lang die völlig erschöpften motorischen Centren des Gehirns geradezu peitschen, um mitzuhalten, dann ging es auf einmal samsos: wir hatten die letzten Kraftreserven ins Gefecht gezogen und machten die letzte Meile in fünfundsechzig Minuten. Dann hatten wir die Cantoniera endlich erreicht, abends  $\frac{1}{2}$  Uhr, nach siebzehnständigem, fast ununterbrochenem Marsch, die tollste Gewalttour meines alpinen Daseins.

Siebenzehn Eier, drei Pfund „prosciutto“ (Schinken), sechs Brode und drei Liter Wein standen auf unserer abendlichen Rechnung, aber nicht mehr auf dem Tische. Als wir dann nach einem lauen Dusshbad auf der Holzbank lagen und dem blauen Dampf der Herzenströsterin aus Maserholz nachschauten, ehe wir die Besteigung der Betten ausführten, da war zwischen Nord- und Südpol gewiß kein Mensch mit dieser Sansara zufriedener als wir. Kein Hauch einer vergangenen oder fünfzigten Sorge warf seinen grauen Schatten auf das reine Glück dieser Trias, die hungrig gewesen war und sich satt gegengezogen hatte, die müde gewesen war und ruhen durfte. Und Wilhelm Busch's tiefe philosophische Weisheit räunte durch unser Gemüth:

„Es jubeln die Herzen,  
Es blinkt der Stern,  
Gehabte Schmerzen,  
Die hab' ich gern.“

Nachdruck verboten.

### Brennende Liebe.

Eine lustige Geschichte von Alwin Römer.

(Schluß.)

### III.

Es war am Mittwoch vor der geplanten Abreise des Professors, als sich Sigrid gleich nach Tisch, mit einem kleinen Spaten und einem ziemlich umfangreichen Blumentopf ausgerüstet, auf den Weg nach dem Falfengrund machte, um dort etliche Exemplare einer weißen Orchis, die der Professor gern dabeim in der Entwicklung beobachten wollte, auszuheben und einzupflanzen.

Die warme Mittagssonne brannte ihr auf den Scheitel. Kein Lufthauch regte sich; nur das wohlige Brummen und Summen der Bienen, die im Heidekraut ihre Ernte hielten, wurde laut; dazwischen mitunter das Gehämmer eines hungigen Spechtes oder der frechende Schrei eines aufgeschreckten Häbers. Eine zwingende Müdigkeit überfiel sie, als sie nach langem, ziemlich beschwerlichem Marsch ihren Auftrag vollführt hatte, und herhaft sich redend, ließ sie sich eine Weile im halbschalen Waldgras nieder, dicht hinter einem tannenbewachsenen Hügel, der den Bodenquellern als Hünengrab galt.

Minzelnd verfolgte sie einen bunten Schmetterling, — Vanessa cardui, wie sie, als echte Tochter ihres Vaters, noch Halbschimmer constatierte, bewunderte auch die Ueppigkeit des Wollgrases, das sich in der weiter unten etwas sumpfigen Falfenschlucht breit machte, und schloß dann die Augen.

Plötzlich jedoch schreckte sie empor. Irgend ein Knistern hatte sie geweckt. War es ein Reh, das hier wechselte? Oder schlich ein Fuchs durch das dicke Unterholz? Aber nun hörte sie ein leises, gemütliches Pfeifen, wie es nur von Menschenlippchen kommen konnte, und wie sie darauf die Zweige des sie schügenden Tannengestrüppes vorsichtig auseinander bog, erblickte sie zu ihrem Erstaunen Herrn Wingold Hartmann, der prüssend den vor ihm liegenden Waldboden musterte. Ein jähres Herzknospe überfiel sie. Leise, leise schob sie sich weiter vorwärts, um ihn, der ihr soeben erst wieder durch den kurzen Traum gegaufelt war, zu beobachten.

Wingold Hartmann hatte ein Klitschen bei sich, daß er alsbald niedersetzte. Nun zog er ein reisetables Messer aus der Tasche, klappte es auf und fing an, eine Distel auszuheben, die auf einem Geröll geprangt hatte.

„Hört, werft das Scheusal in die Wolfsschlucht!“ rief er halblaut, als er sie endlich aus dem Erdreich gelöst hatte, und in einem forschenden Bogen flog die Aermle von der vielleicht durch viele Generationen verehrten Scholle in die Schlucht hinab, dicht über Sigrid's Haupt hin.

Darauf öffnete der merkwürdige Waldspieger sein Padet und entnahm diesem ein Blänzchen, das er mit vieler Sorgfalt an die Stelle der Distel setzte, das Erdreich darumher wieder festkloppte, auch durch ein paar Hände voll Sand alle Spuren dieser etwas gewaltshamen Boden-Reform zu verwischen trachtete, und erhob sich dann, ein hörbares Murmeln der Befriedigung von sich gebend.

„Blühe, liebes Beilken!“ intonirte er, als er sein Klitschen wieder schloß und den Schauplatz seiner veredelnden Thätigkeit sorglos verließ.

Sigrid wartete lange, ehe sie sich hinüberwogte an die Stelle, wo Wingold Hartmann gegraben und gepflanzt hatte. Endlich jedoch saß sie den Ruth, hinüber zu klettern.

Ihre Vermuthung hatte sie nicht getroffen. Das war Glauicum, was da plötzlich an die Stelle der stachlichen Distel gesetzt war. Ein triumphirendes Lächeln glitt über ihr Antlitz. Dieser tolle Betrug sollte dem Unverschämten denn doch nicht gelingen. Eine Weile überlegte sie, ob sie die Pflanze wieder ausgraben und gleich dem Vater mit heimnehmen oder bis zur Katastrophe verborgen solle. Dann kam ihr jedoch ein dritter Gedanke, an dessen Ausführung sie sogleich ging. Vorsichtig entnahm sie ihre Orchis-Exemplare dem Blumentopf und packte sie mit der Erde in Zeitungspapier.

Dafür aber pflanzte sie den schönen, lange gesuchten und nun plötzlich wie vom Himmel gefallenen Hornmohn in ihren Topf und versenkte ihn an die ihm von Hartmann bestimmte Stelle, und zwar mit einer so arglistigen Gewissenhaftigkeit, daß weder eine Spur des Topfrandes sichtbar blieb, noch nach irgend einer anderen Seite hin ein Verdacht aufsteigen konnte. —

„Ist das wohl ein Blatt von Glauicum?“ fragte am Abend Wingold Hartmann zweiseitlich den Professor und reichte ihm ein silbergrau schimmerndes, acanthusartiges Blatt hin.

Lorenz sprang wie elektrisiert auf.

„Wahrhaftig,“ rief er, „das scheint eins zu sein! — Woher haben Sie es?“

„Heute früh in der Falfenschlucht fand ich das Exemplar. Aber nur ein einziges! Lange, knotige Schotenapseln daran, doch auch nur zwei! Ich ließ es stehen, damit Sie selbst Sich überzeugen, und pflückte nur dies Blatt davon ab!“

„Sehr brav, sehr brav!“ brummte der Professor und betrachtete das Blatt bald von der einen, bald von der anderen Seite, führte es an die Nase und kostete auch einmal davon. „Wenn mich nicht alles täuscht, ist das wirklich der heimtückische und hinterlistige Hornmohn. Gleich morgen früh wandere ich hinauf, wenn sie mitkommen wollen.“

„Ich siehe gern zur Verfügung. Erst gegen zehn Uhr bin ich auf den Werken nötig!“ erklärte der Ingenieur, der sich in weißer Voraussicht schon frei gemacht hatte. Sein jüngerer Kollege war sofort bereit gewesen, seine Obliegenheiten solange zu übernehmen. Und da der Chef verreist war, ließ sich das ohne viele Umstände arrangieren.

„Dann treffen wir uns um sieben an der Königslinde! Einverstanden?“

„Selbstverständlich! Ich möchte so früh wie möglich wissen, ob wir das Erntefest am Sonntag noch zusammenfeiern! Sie kennen doch unseren Pati?“

„Gewiß, gewiß!“ schmunzelte der Professor. „Du darfst das Kofferpaden noch ruhig ein paar Tage ausschieben, Sigrid!“

„Wenn Du Dich nicht doch hast täuschen lassen! Ich habe den Falfengrund auch abgesucht. Mir ist kein Glauicum vor Augen gekommen!“

„Man übersicht manchmal etwas!“ beruhigte sie der Professor. „Und das Blatt hat ganz den Charakter! Sieh doch diese Neigung zum Stengelumfassen, diesen Milchsaft!“

Sigrid zuckte die Achseln.

„Eine Täuschung ist trotzdem nicht ausgeschlossen. Ich habe nur Disteln dort gesehen, die ähnliche Blätter hatten!“ sagte sie und streifte dabei Hartmann mit einem ernsten Blick. Aber dieser hartgejottene Sünder zuckte mit seiner Wimper.

„Die heilige Terpsichore wird mir schon beistehen, daß es Glauicum ist!“ meinte er lustig.

„Terpsichore?“ fragte der Professor verwundert. „Das ist doch die Muse der Tanzkunst!“

„Ganz recht!“ lachte der Taugenichts. „Die meinte ich gerade!“

Sigrid konnte nicht anders. Sie schüttelte leise den Kopf

über so viel Verstellung und Leichtsinn. Wenn das alles seine Brant wählt! Aber das ging sie denn am Ende doch wohl nichts an. Es war genug, daß sie sich den Leichtsinn ihrer Liebe in respectvoller Entfernung hielte! —

Am anderen Morgen wartete sie mit ihrem Vater an der Königslinde auf sein Eintreffen. Pünktlich war er zur Stelle und rüstig schritt er ihnen voran.

„Hier, nicht weit von dem Hünengrab muß der Ort sein!“ sagte er, als sie am Anfang der Schlucht angelangt waren. Er hatte sich den Platz so genau gemerkt, als sei dort ein Schatz vergraben, that nun aber, als habe er Mühe, ihn wieder zu finden. „Welch ein Heuchler!“ dachte Sigrid.

„Heureka!“ rief der Professor, der nach eifrigem Umherstöbern das Pflänzchen gefunden. „Kein Zweifel mehr! Es ist Glauicum! Der alte Conrector Sagebiel, dessen Programm-Arbeit von anno achtunddreißig die Nachricht entstammt, hat also doch recht gehabt! Ich sage Ihnen, lieber Herr Hartmann, so bedeutungslos der Fund an sich ist: für mich ist er eine große, reine Freude! — Wir werden das Exemplar jetzt vorsichtig ausheben, die Samenkapseln aber zum Theil hier entleeren, damit diese selteue Species dieser Schlucht erhalten bleibt!“

Wingold Hartmann war durch die enthusiastische Art des alten Herrn doch ein wenig in Verlegenheit gerathen. Von so gewaltig hatte er sich den Effect seines schändlichen Schwinds nicht vorgestellt. Aber der tolle Streich war einmal angesangen, — und der Erntetanz mit dieser schönen, sprudelnden Professor-Tochter, die unter dem Einfluß der Festfreuden vielleicht etwas weniger unnahbar wurde, war schon ein paar Geissensbisse wert.

„Den Spaten, Sigrid!“ commandirte der Alte. Doch wie ihm nun sein Töchterlein, den Ingenieur mit einem seltsamen Blick, halb Warnung, halb Siegesfreude, streifend, das Werkzeug herüberreichte, nahm der Bösewicht sich ernstlich vor, dem getäuschten Professor, — nach dem Erntefest natürlich, — schon von seinem verruchten Holuspokus Mittheilung zu machen. —

Die Neue vor der Höllensfahrt! —

Papa Lorenz stieß beim ersten Spatenstich genau in die Mitte des thönernden Ungeheuers, in das seine Tochter das scheinbar aufgetauchte Exemplar von Glauicum eingepflanzt hatte, und hob verblüfft den Topf aus der Erde.

Sigrid fing an zu lachen, aber es klang nicht halb so herhaft und echt, wie sie sonst lachen konnte.

„Wenn das keine Seltenheit ist!“ sagte sie nun. „Hornmohn in Blumentöpfen, mitten im Waldesdickicht!“

Wingold Hartmann war über und über roth geworden. Er hatte es schon am Lachen Sigrid's erkannt, wer ihm diesen Strich durch seine allerdings nicht gerade ehrliche Rednung gemacht hatte.

„Das ist ein recht alberner Scherz!“ sagte der Professor ernstlich verächtlich. „Ich hätte nicht geglaubt, Herr Hartmann, daß Ihnen die ernste Wissenschaft —“

„Keine Moralpaus, verehrter Herr Professor!“ unterbrach ihn hastig der Ingenieur. „Gewiß, ich habe hier einen dummen Streich begangen. Dieser Hornmohn ist aus dem botanischen Garten in G. und von mir erst gestern hierher gepflanzt. Ich wollte Sie und — Fräulein Sigrid ja gern zum Erntefest hier behalten und habe mich um diesen Preis zu dieser Thorheit hinreissen lassen! Aber diese thönerne Pointe hier, — er schlug mit seinem Bergstock heftig gegen den Blumentopf, — kommt nicht von mir! Ich hätte Ihnen erst am Montag gebeichtet! — Nichts für ungut! Es muß eben aus solche Käufe geben wie ich bin! — Guten Morgen!“

Und ehe noch ein Wort der Erwiderung fallen konnte, war er mit ein paar flüchtigen Sähen, fast wie ein geheister Edelhirsch, hinter dem Hünengrabhügel verschwunden.

„Warst Du der Eulenpiegel, der ihm das bereitet hat?“ fragte der Professor seine Tochter.

Sie nickte nur wortlos. Eine nachdenkliche Falte hatte sich auf ihre Stirn geschlichen. Nun sollte sie noch gar die Schuldige sein, während sie seinen Betrug doch nur aufgedeckt hatte? Es war wunderlich. Aber wie ein beleidigter König hatte er seinen Abgang genommen. Und die Befriedigung, die sie sich von dieser Entlarvung versprochen hatte, war sonderbarer Weise ausgeblieben.

„Verdrehter Patron!“ murmelte Papa Lorenz. „Aber weshalb lädst Du mich bis hier hinaus, wenn Du Bescheid wußtest? — Du bist auch nicht viel vernünftiger! — Da wir einmal hier sind, lasst uns noch einmal nach Bupleurum tenuissimum suchen, das hier nachgewiesen ist!“

### IV.

Sigrid Lorenz war gerade damit beschäftigt, die wissenschaftliche Ausbeute ihres Vaters in dem großen Kieselofen unterzubringen; denn der Tag ihrer Abreise war angebrochen und in ein paar Stunden mußte alles fertig sein, damit der leichte Wagen des Engel-Wirthes sie zur rechten Zeit an die Station befördern konnte; da kündete ein erstes leises Grölen ein herbstliches Frühgewitter an. Bestürzt sprang sie auf Fenster und prüfte den Horizont. Wahrhaftig, von Westen her kam es gezogen, schleierblau und unheimlich. Wenn sie das über Bodenquell entlud, gab es eine böse halbe Stunde Eisfriger noch als vorhin walzte sie ihres Amtes, um noch vor Ausbruch des Unwetters fertig zu werden.

Aber es dauerte nicht lange, da leuchtete der erste sichtbare Blitz durchs Zimmer, und nach gemessener Pause grüßte der Donner hinterdrein. Auch den zweiten hielt sie noch auf, wiewohl ihr der Angstschweiß schon auf der Stirn stand und ein heftiges Zittern ihre geschäftigen Hände überfallen hatte. Als aber der dritte Lichtenchein geistigisch durch das Zimmer flog, warf sie entsezt das große Leunis'sche Werk mitten unter die altmodischen Vorhendchen des Vaters und flüchte zur Thür hinaus, die Treppe hinab, über den Hausschlur nach der Hofsseite hin, wo der Eingang zum großen, dunklen Keller des Wirthshauses lag, hob mit einem frähesten Ruck die schwere Eichenhür und huschte in die reitende Finsternis hinaus.

Lastend flüchtete sie sich in eine Ecke, in der sie neulich schon gesessen. Doch glitt der Schein der Blitze auch noch hinter her, wohl weil in einem der Kellerräume heute eines der strohverstopften Löcher freigemacht worden war. Entschlossen drehte sie sich gegen die Wand und hielt zum Nebenflur noch die Hände vor das Antlitz. So saß sie eine Weile ziemlich gesaßt dort unten; nur wenn der Donner, der merkwürdig

dumpe herunter klung, an ihr Ohr schlug, zuckte sie zusammen. Werkvördig, wie sich ihr die Hörkraft steigerte in dieser Finsternis! Mitten zwischen dem Geröller eines schwächeren Schlosses vernahm sie einmal das Klirren von Flaschen. Wahrscheinlich arbeitete jemand von den Wirthsleuten hier im Keller. Sie war also nicht allein. Das steigerte ihre arg zusammengeschmolzene Courage etwas und sie löste daraus ein die Hände wieder vom Gesicht. Jetzt zeigte sich ihr auch ein mitter, schmaler Lichtstreifen, wie von einer Küchenlampe, der aus einer entfernten Thür in einem Nebengange fiel. Da wurden wohl Flaschen gepüllt oder Wein abgezogen. Schon wollte sie sich den Gang hinunterstatten, um sich für ihre Gewitterfurcht etwas Gefellschaft zu suchen, als plötzlich eine ihr sehr gut bekannte Stimme das alte Gedächtnis begann:

"Im tiefen Keller sit' ich hier  
Bei einem Haß voll Neben —"

Heftig erschrocken sank sie auf ihren Sitz zurück. Und da gleichzeitig ein kräftiger Blitzaufschlag mit dicht dahinter einschendem Donner aufflammend und dröhrend vernehmbar wurde, verlor sie auf einen Augenblick die Herrschaft über sich und that einen lauten Aufschrei.

Nun verstimmt der Sänger, um gleich darauf mit seiner Lampe in der Hand in dem dunkeln Kellergange aufzutauen. Sigrid sah ihn kommen. War das wirklich der Ingenieur, der da mit dem großen glänzenden Schurzfell und in Hemdsärmeln auf sie zugeschritten kam? Sie vermochte es nicht zu unterscheiden. Seine Stimme war es gewiß gewesen. Sie schloß die Augen und rührte sich nicht.

"Haloh, wen haben wir denn da?" rief Wingold Hartmann und leuchtete der jungen Dame ins Gesicht. Dann aber ließ er vor Bestürzung beinahe die Lampe fallen. "Fräulein Lorenz!" stammelte er. "Was — wie? —"

"Das Gewitter!" murmelte sie. "Ich fürchte mich kindisch vor einem Gewitter!"

"Oh," beruhigte er sie, "das geht ja vorüber! Wenn Sie übrigens dort hinten hin kommen wollen, fügen Sie so sicher wie in Abrahams Schoß! Dort fällt auch kein leiser Schein hin!"

Sie wehrte sich ansangs. Über ein neues Ausleuchten ließ sie schnell einwilligen. Herzklappend folgte sie dem voranleitenden Führer in den dunklen Raum, in dem der Engelwirth sein Weinlager hatte.

"So," sagte Wingold Hartmann, "sehen Sie Sich hier auf das Totauer-Häuschen und warten Sie das Unwetter ab. Ich werde Sie nicht fören, nebenan habe ich auch noch zu Ihnen!"

Damit wollte er hinaus.

"Bitte, bleiben Sie doch!" bat sie zaghaft.

"Hm, —" brummte er, "wie kann sich jemand vor so natürlichen Dingen fürchten, noch dazu wenn man eine Professor-Tochter ist!"

Sie lächelte schwach.

"Ich bin nun einmal so!" sagte sie. "Wenn ich auch weiß, wie die Gewitter sich bilden, wie der Blitz entsteht und woher der Donner kommt: ich fürchte mich trotz alledem!"

"Wer ein gutes Gewissen hat, braucht sich nicht zu fürchten!" meinte er und hantirte zwischen den in einem Zuber stehenden leeren Flaschen herum.

"Wenn man Sie singen hört, immer in den Donner hinein, sollte man wohl glauben, daß Sie ein gutes Gewissen hätten!" sagte sie mit leichter Anzuglichkeit.

"Habe ich auch!" bestätigte er lachend.

"Wie? Nach diesem —"

"Schwindel von gestern? wollen Sie sagen, nicht? — Ach, das vergibt einem der Herrgott schon! Glauben Sie mir's! Ich that's doch nur, weil — hm — na, und da die sogenannte Strafe meinem fluchtwürdigen Verbrechen auf dem Fuße folgte —"

"Sie machen es sich leicht. Eine Ueberführung ist doch noch keine Strafe!"

"Meine ich auch nicht! Die Strafe bestand in etwas ganz anderem!"

"Ah —"

"Ja! Sehen Sie mich doch an! Schaut so ein Ingenieur aus? Oder ein Weinküfer? — Meine Stellung bin ich los, weil ich den Vormittag verbummelt habe!" —

"O, das thut mir aber leid!" sagte Sigrid bestürzt.

"Mir nicht!" entgegnete er. "Wir standen so wie so auf der Schneide, der Chef und ich! Der Arbeiterlöhne — und auch anderer Sachen wegen! Na, und da passte die Gelegenheit ja nicht übel, wie er mich gestern früh nicht fand. Er war nämlich plötzlich zurückgekommen, ohne daß ich darum gewußt hatte! — Eins, zwei, drei lagen wir uns in den Haaren. Die richtige Laune hatte ich ja! — So bin ich vorläufig nun hier untergefroren und ziehe unserem Engelwirth den Wein auf Flaschen. Als Rheinländer weiß man damit ja Bescheid!"

Sigrid Lorenz sah wie versteinert. Langsam, ganz langsam schlich sich ihr ein stilles, wundersames Glückgefühl ins Herz. —

"Und Ihre — Braut?" fragte sie endlich, so harmlos es ihr nur über die Lippen wollte.

"Meine Braut!" lachte er etwas rauh. "Bis jetzt habe ich noch keine!"

"So! — Und ich dachte —" flüsterte sie.

"Was dachten Sie?" rief er und sprang von seinem Stuhl empor. "Hat Ihnen vielleicht jemand erzählt, daß ich die Tochter dieses, — dieses — Herrn Director Gillwald heirathen würde? Ja?"

Sie nickte erröthend.

"Man erzählte es uns!"

"Und das haben Sie geglaubt; auch noch, als ich wie ein anderer Toggenburg jeden Abend hier herübergeplärrt kam, nur um einen Blick aus Ihren Augen, ja aus Ihren, Fräulein Sigrid, zu erhalten? — O, nun wird mir vieles klar! Wenn Sie mich für so einen Lumpacius gehalten haben! — Da müssen Sie viel wieder gut machen, Fräulein Sigrid!" sagte er und schaute mit seinen treuerzögigen Augen tie in die ihren. —

Sie senkte die Blicke und suchte nach einem ausweichenden Wort. —

"Hätte ich Papa vorgestern wenigstens schon aufgeklärt!" fragte sie sich an. "Nun sind Sie garstellenlos!"

"Nicht länger, als ich just Neigung dazu habe!" erklärte er. "Ich kann schon seit Jahr und Tag als Theilhaber und

Leiter in eine kleine, aber nutzbringende Maschinenfabrik eingetreten. Das werde ich jetzt Ihnen! Wenn Sie weiter keine Gewissensbisse haben?!"

"Herr Hartmann!" flüsterte sie schen. Da kam ihm droben der zürnende Donner noch einmal zu Hilfe. Es gab einen Schlag, daß das Haus in seinen Grundfesten zitterte. Und wehrlos flog sie ihm in die Arme, die er ihr entgegen gebreitet hatte.

"Meine Sigrid!" murmelte er losend und hauchte einen Kuß auf ihr düstiges Haar.

"Sigrid!" rief im gleichen Augenblitc der Professor von der Treppe her. "Bist Du da?"

"Jawohl, Herr Professor!" schallte Hartmann's volle fröhliche Stimme zurück, die die alte fogleich erkannte.

"Ah, Sie, Herr Ingenieur," sagte er mißtrauisch und kam den Gang heraus. "Suchen Sie hier auch wieder Glaucium?"

Als er aber an der Kellerthür erschien und Sigrid an der breiten Brust dieses Hünen im Schurzfell ruhen sah, mitten unter den Fässern und Flaschen, blieb ihm vor Überraschung das Wort im Munde stecken.

"Das ist doch —" Weiter kam er nicht.

"Brennende Liebe!" rief Wingold Hartmann und sah dem Alten mit fröhlichem Vertrauen in die Augen. "Sind Sie mir noch sehr böse, Herr Professor?"

Nun fiel Sigrid ihrem Vater um den Hals und flüsterte:

"Ich habe Ihn so lieb, so lieb!" und fing an zu schluchzen.

Der Professor aber streichelte ihr wie einem kleinen, verschüchterten Kind zärtlich über das Haar und murmelte, mit seinem schönen weißen Gehirnhaupt nüidend: "Darfst Du auch, — darfst Du auch! — Brennende Liebe — Lychnis chalcedonica! — Nun die habe ich schon recht lange nicht mehr gedacht!" —

Nachdruck verboten.

### Hand in Hand.

Hand in Hand durch Flur und Haag, —

Ach, das gibt ein selig Wallen,

Ob vom Himmel blaut der Tag,

Ob sich Wetterwolken ballen.

Hand in Hand, und nicht mehr scheiden:

Was ist mein und was ist Dein?

Doppelt freu'n iß's, halbes Leiden

Und ein tiefes Stillesein.

Hand in Hand zur Arbeit geh'n, —

Ach, das gibt ein fröhlich Schaffen!

Liebe Hände wirken sehn,

Läßt die eig'nen nicht erschlaffen.

Doppelt reichlich bringt die Stunde

Gern der reifen Frucht Gewinn,

Und ein Lob aus liebem Munde

Fällt wie Blumen drüber hin.

Hand in Hand und Herz bei Herz, —

Ach, das gibt ein wonnig Rasten!

Einstes Wort und mutt'rter Scherz,

Wohlig Schweigen und Entlasten.

Hand in Hand, wenn draußen funkeln

Sterne sicht, wie ruht sich's traut!

Bis die müden Augen dunkeln,

Leis ein Druck, ein flüsterlaut . . .

Hand in Hand und Blick in Blick, —

Ach, das gibt ein trostlich Ende!

Dank für reich genoff'nes Glück

Tauschen fromm die stummen Hände.

Wenn die Sinne sich verschleiern,

Schon verdämmert liegt die Welt,

Darf die Hand noch Abschied feiern,

Bis das ew'ge Schweigen fällt.

Victor Blüthgen.

Nachdruck verboten.

### Die Photographie der Sterne.

Von Dr. Herm. J. Klein.

**A**n hat den Himmel mit seinen zahllosen Sternen recht passend mit einem Ocean verglichen, an dessen Ufern wir uns befinden, dessen Grenzen aber unseren Blicken entzogen sind. Wie der Schiffer mitten auf dem Meere nirgends Land sieht, und das Seetblei den Boden unter seinen Füßen nicht zu erreichen vermag, so spähen wir Menschen von dem großen Erdenscheibe aus vergebens nach den Grenzen des Raumes, und umsonst bemühen wir uns, die Tiefe des Weltalls zu erfassen. Weit zahlreicher aber als die kleinen Inseln im stillen Ocean sind die großen Weltinseln im Himmelsraum, die Sterne, und die Aufgabe, diese Weltinseln zu erforschen, ist deshalb für uns Menschen niemals ganz zu erledigen. All' unsere Arbeit auf diesem Gebiet ist nur Stückwerk. zwar die Sterne, die man in klarer Nacht am Himmel glänzen sieht und deren Zahl der Unkundige leicht überschlägt, sind längst in Karten niedergelegt, und jeder dieser Sterne hat sogar seine besondere Bezeichnung durch Namen oder wenigstens Buchstaben; aber hinter diesen Sternen befinden sich noch andere, die man nur im Fernrohr sehen kann, und wenn man zu immer größeren Ferngläsern greift, so werden stets mehr Sterne sichtbar, ein Ende ist nach dieser Richtung noch nicht gefunden. Die menschliche Kraft erlahmt

vor dem Versuche auch nur einen Theil dieser Sterne direkt aufzuzeichnen, geschweige denn jeden einzelnen genauer zu untersuchen, seine Eigentümlichkeiten, Helligkeit, Bewegung u. s. w. festzustellen. Da ist es nun die Photographie, welche dem Himmelsforscher ihren mächtigen Beifand gewährt, und die heute in einer Ausdehnung und mit einem Erfolge astronomisch in Anwendung gebracht wird, wovon man vor fünfzig Jahren keine Ahnung haben konnte.

Schon bald nach der Erfindung der sogenannten Daguerreotypie dachte man allerdings daran, diese Kunst in den Dienst der Astronomie zu stellen, und wirklich machte Bond auf der Sternwarte zu Cambridge in Nordamerika am 17. Juli 1850 den Versuch, einen Stern zu photographiren. Allein es gelang nur, von einem einzigen hellen Sterne einen matten, länglichen Punkt auf der Platte zu erhalten. Später konnte Bond den Doppelstern Mirz im Großen Waren photographiren, doch auch diesmal entsprach der Erfolg nicht den gegebenen Erwartungen. Die ersten, wirklich von Erfolg gekrönten Versuche, die Photographie auf Himmelskörper anzuwenden, wurden vor beinahe vierzig Jahren ange stellt, indem man den Mond photographierte, aber erst seit dem Jahre 1888 hat man auf diesem Gebiete größere Fortschritte gemacht. Erfolgreicher erwies sich gleich anfangs die Photographie der Sonnenfinsternisse, und besonders gelegentlich der totalen Sonnenfinsternis von 1882 zeigte die photographische Platte den Astronomen etwas Überraschendes, nämlich einen Kometen dicht neben der Sonne. Kein menschliches Auge hat diesen Kometen jemals gesehen, nur die photographische Platte hatte ihn wahrgenommen und den Eindruck treu bewahrt. Im Jahre 1889 hat sich bei Gelegenheit der Sonnenfinsternis am 21. December dieselbe Erscheinung wiederholt. Auf den Photographien, die in Afrika, in Brasilien und in Chile aufgenommen wurden, zeigt sich ein nebeliger Fleck nahe bei der Sonne, und zwar entdeckte er sich von dieser. Wahrscheinlich ist es wieder ein Komet gewesen, möglicherweise aber auch eine Massa, die von der äußersten Umhüllung der Sonne (der Korona) aus in den Weltraum geschleudert wurde. Auf anderen Photographien sieht man um die verfinsterte Sonne lange Strahlen, gleich Kometen, und man hat darauf hingewiesen, daß in der That Kometen sich in die Sonne stürzen mögen. Alle diese Vorgänge sind aber erst von der Photographie an das Licht gezogen worden, und weitere Überraschungen kann sie jeden Augenblick bringen.

Die überaus lichtempfindlichen Platten, welche seit etwa sechzehn Jahren beim Photographiren benutzt werden, haben ermöglicht, die kleinsten Sternchen des Himmels aufzunehmen und Sternarten herzustellen, die alles übertreffen, was die frühere Phantasie in dieser Beziehung früher erdacht hatte. Wenn man sich den großen Himmelsforscher Fr. Wilh. Herschel vorstellt, wie er an seinem Riesen-Teleskop, den Blick auf die zahllosen Sterne des Himmels gerichtet, dieses unermessliche Heer vorüberziehen sah, so empfindet man lebhaft, was sein Sohn John Herschel in dem berühmten Requiem ergreifend aussprach:

"Die Wunder, die lebendem Blick nie gestrahlt,  
Sie waren hier all' in den Spiegel gemalt,  
Nicht deutet, nicht zählt sie der ird'sche Verstand  
Sie sind nur allein ihrem Schöpfer bekannt!"

Diese Wunderwelt der unzähligen Sternscharen, die Herschel an sich vorüberziehen sah, diese unergründlichen Tiefen, in welchen die Sternenschwärme der Milchstraße stehen, vor deren Erforschung jener große Forscher mutlos zurücktrat, alles dies kann heute die photographische Platte auf ihre Fläche und zeichnet mit dem Lichte dieser Sterne selbst deren Bild in treuen Zügen. Weit mehr als das Auge direkt an den größten Teleskopen zu sehen vermag, findet es auf der Photographie des Himmels; auf den photographischen Platten ist alles enthalten, was die mächtigsten Ferngläser an Sternen in der Tiefe des Himmels zeigen, auf ihnen sind, unerkannt zunächst, alle kleinen Planeten, ferner alle etwa noch vorhandenen großen Planeten jenseits des Neptun. Jedes Lichtpunktchen auf den Platten entspricht einem gewaltigen Himmelskörper, einer Sonne oder in einzelnen Fällen einem Planeten oder der Weltstatastrope einer aufzulammen oder erlöschenden Sonne, und auf diesen Platten kann der Forscher gegenwärtig in seinem Kabinett die tiefsten Regionen des Himmels durchmustern und Tausende von Sternen nach ihrer Helligkeit und Gruppierung untersuchen, die er nichts an seinem Fernrohr vergeblich erprobten würde. Diese photographischen Platten enthalten in der That die Geheimnisse des Himmels!

Selbstverständlich sind zu solchen wichtigen photographischen Aufnahmen besondere Instrumente erforderlich, sogenannte photographische Teleskope, und der Erfolg hängt von der Vorzüglichkeit und optischen Kraft dieser Instrumente ab. Es ist das Verdienst einer amerikanischen Dame, Miss Catharine W. Bruce in New-York, die Mittel zu dem größten, heute vorhandenen photographischen Teleskop gespendet zu haben. Dasselbe hat ein Objectiv-Glas von vierundzwanzig Zoll Durchmesser und kostete 200 000 Mark. Es führt zu Ehren seiner Stifterin den Namen das Bruce-Teleskop und ist bei Arequipa in Peru aufgestellt worden, wo die Luft so klar und ruhig ist, daß für astronomische Zwecke bisher kein Ort in der Welt günstiger liegt. Dort also wird mit diesem Instrumente in jeder klaren Nacht ein Theil des Himmels photographiert, und zwar mit solchem Erfolge, daß auf einer einzigen Platte bisweilen vierhunderttausend Sterne sichtbar sind. Jahr für Jahr werden hunderte solcher Platten erhalten und nach Cambridge bei Boston gesandt, um hier in großen, feuersicheren Räumen aufzubewahren und untersucht zu werden. Diese Untersuchungen sind kein leichtes Stück Arbeit, sondern überaus anstrengend und erfordern große Routine. In welcher Weise dieselben ange stellt werden, brauchen wir nicht näher zu erörtern, da wir uns hier nur mit den Resultaten beschäftigen; dagegen mag hervorgehoben werden, daß mit diesen Untersuchungen nur Damen betraut sind, unter denen besonders Madame Fleming durch mehrere wichtige Entdeckungen bekannt geworden ist.

Auch an anderen Observatorien wird die Photographie des Himmels mit Eisen und Erfolg betrieben, so besonders an dem astrophysikalischen Observatorium zu Potsdam, dann in Paris, in Greenwich bei London u. s. w. In Berlin wurde im vergangenen Jahre durch photographische Aufnahme ein neuer Planet entdeckt, von dem sich in kurzer Zeit herausstellte, daß er in gewissen Jahren der Erde näher kommt als irgend ein anderer Weltkörper, mit Ausnahme des Mondes. Ais dan

muß er so hell sein, daß er schon mit einem großen Operngläse gesehen werden kann. Nichtsdestoweniger war dieser Weltkörper bis zum Jahre 1898 unbekannt geblieben. Kein menschliches Auge hatte ihn bis dahin erblickt; aber der photographischen Platte war er nicht entgangen und deren treue Kunde ruhte in den feuerhaften Räumen der Sternwarte zu Cambridge. Auf den dort vorhandenen Platten stand der Stern, indessen wäre es unter den Millionen anderer Sternchen unmöglich gewesen ihn herauszufinden, wenn nicht die Berechnung auf Grund der Berliner Beobachtungen Fingerzeige gegeben hätte, wo ungefähr man suchen mußte. Trotzdem war die Arbeit des Nachforschens eine ungeheure, fast vergleichbar derjenigen, in einem Sandhaufen einen Stednadelkopf zu finden. Madame Fleming prüfte auf zahlreichen Platten viele tausend Sternpunkte, aber keine Spur des Planeten war zu finden. Endlich traf sie auf einer, am 5. Juni 1898 aufgenommenen Photographie auf ein kleines Lichtpunktchen, von dem sich beim Vergleich mit einer Platte, die tags vorher aufgenommen worden, zeigte, daß es sich während der Zwischenzeit bewegt hatte. Es war in der That der gesuchte Planet! Mit Hülfe dieses Nachweises konnte man nunmehr den Ort desselben unter den Sternen so genau berechnen, daß die weitere Nachforschung auf früheren Platten höchst einfach wurde. Wirklich stand der Planet auf allen Platten dieser Himmelsgegend bis zur ersten derselben, die im Jahre 1893 aufgenommen worden. Die Platten zeigten, daß der Stern 1893 sehr lichtschwach war, daß er dagegen im Januar 1894 außerordentlich hell wurde, weil er der Erde damals sehr nahe kam, dann aber mit zunehmender Entfernung im März jenes Jahres an Helligkeit abnahm. Die Berechnung ergibt, daß dieser Planet erst im Januar 1924 wieder so hell werden wird als er 1894 war, dagegen kommt er auch im November 1900 der Erde bis auf zehnthalb Millionen Meilen nahe. Nicht unmöglich wäre, daß jemand dächte, es liege eigentlich nicht viel daran, ob wir wissen, daß ein solcher kleiner Planet vorhanden ist oder nicht; denn bei so vielen Sternen kommt es nicht sonderlich darauf an, ob wir noch einen mehr kennen lernen. Diese Meinung aber würde sehr unrichtig sein, denn der neue Planet ist schon deshalb merkwürdig, weil er der Erde zeitweise sehr nahe kommt und vielleicht das erste Glied einer bisher unbekannten Gruppe von Planeten bildet. Dazu kommt aber noch der Umstand, daß die Annäherung desselben an unsere Erde ein höchst erwünschtes Mittel gewähren wird, die Entfernung der Sonne zu berechnen. Auf welche Weise diese Berechnung ausgeführt wird, ist Sache der Astronomen, hier interessiert uns allein die Thatache als solche. Die Entfernung der Erde von der Sonne ist das Grundmaß für alle Messungen in den Himmelsräumen und ihre möglichst genaue Ermittlung bildet eine der wichtigsten Aufgaben der Wissenschaft. Schon im vorigen Jahrhundert haben die Haupt-Kulturstaaten Expeditionen veranstaltet, um einige günstige Gelegenheiten zur Messung dieser Entfernung auszunützen, und im gegenwärtigen Jahrhundert hat sich dies in größerem Maße wiederholt. Im Jahre 1900 aber wird der in Rede stehende, neuendete Planet die günstigste, bis jetzt überhaupt dagewesene Gelegenheit darbieten, die Sonnenentfernung zu bestimmen, und diese Gelegenheit wird nicht unbemüht vorüber gehen. Hätte man diesen Planeten schon im Jahre 1893 entdeckt, so würde man heute die Sonnenentfernung weit genauer kennen als solches jetzt der Fall ist. Man erkennt hieraus, wie weit verzweigt die Beziehungen der astronomischen Erscheinungen untereinander sind. Die Auffindung eines kleinen Lichtpunktchens auf der photographischen Platte führt dazu, die Entfernung, die Größe und das Gewicht des Sonnenballens genau zu messen!

Die Bedeutung der Himmels-Photographie ist mit dem bis jetzt Geschilderten bei weitem nicht erschöpft, ja eigentlich kaum berührt. Wie ein kleines Lichtpunktchen, das auf mehreren Platten in etwas verschiedenen Stellungen erscheint, auf das Vorhandensein eines Planeten leitet, so zeigt das Auftauchen eines Lichtpunktes zu einer gewissen Zeit an Stellen des Himmels, wo dergleichen vorher nicht stand, große Ereignisse in den Tiefen des Raumes an. In Arequipa werden nicht nur die Lichtpunkte der Sterne photographiert, sondern auch die Farbenbänder, welche dieselben zeigen, wenn man sie durch ein Prismata betrachtet. Heute weiß jeder Gebildete, daß man ein solches Farbenband mit dem Namen Spektrum bezeichnet. Eine besondere Klasse photographischer Platten, welche Arequipa nach Cambridge liefert, zeigt nur die Spektren der Sterne. Als nun Madame Fleming vor einiger Zeit eine Anzahl dieser Platten untersuchte, fiel ihr ein Stern auf, der ein höchst eigenartiges Spektrum darbot. Man forschte weiter nach und fand, daß dieser Stern auf keiner Platte vorhanden ist, die von 1888 bis zum October 1897 aufgenommen worden sind. Er zeigte sich zuerst auf einer solchen vom 8. März 1898, und zwar als ein so heller Stern, daß er leicht mit blohem Auge hätte gesehen werden können. Aber kein Mensch hatte darauf geachtet! Schon auf den Platten vom 14. März ist der Stern lichtschwächer, und auf denjenigen vom April 1898 erscheint er schon sehr schwach, wie im Verlöschen. Das Aussehen des photographierten Spektrums lehrt aber weiter, daß jener Stern hell aufleuchtete, weil auf ihm plötzlich eine ungeheure Entwicklung glühenden Wasserstoffgases stattfand, und daß er sich allmählich in einen kleinen bleichen Nebelsied verwandelte. Man dachte sich denselben Vorgang bei unserer Erde stattfindend und wird dann wissen, um was es sich handelt: um Brand und Untergang eines Weltkörpers! Dieses Ereigniß also ist es, was auf den photographischen Platten sich aufgezeichnet hat und ohne diesen Umstand uns Menschen unbekannt geblieben wäre. Niemand aber wird behaupten wollen, daß es für den denkenden Geist gleichgültig sein könnte, zu wissen, welche Vorgänge sich im Weltall abspielen; und wenn wir auch die Rathsklöße der Allmacht nicht zu ergründen vermögen, so bleibt es doch stets ein des-

Menschen würdiges Bestreben, den Gedanken nachzudenken, die aus der Schöpfung zu uns sprechen. Dazu bietet die Photographie der Sterne ein wichtiges Hilfsmittel, und es ist zur Zeit noch gar nicht abzusehen, was das kommende Jahrhundert in dieser Beziehung bringen wird.

### Unsere Kinder.



Lieber Onkel!

Ich schicke Dir das Bild von meinen kleinen Brüdern und mir.

Du siehst, wir sind drei tapfere Burschen und wollen einmal irramme Soldaten werden.

Meine Brüder Fritz und Karl grüßen Dich herzlich, ebenso

Dein

Gieben.

Otto Schmidt.

Nachdruck verboten.

### Das Gift der Fische.

Von Hans Wolf.

**S**o durfte heutzutage wohl allgemein bekannt sein, daß der Genuss von verdorbenen Fischen Vergiftungs-Erscheinungen hervorruft; weniger bekannt ist indessen, daß es Fische gibt, deren Genuss unter allen Umständen Krankheit oder sogar Tod zur Folge hat. Früher glaubte man, einzelne Fischarten hätten ein besonderes „Fischgift“, das Vergiftung hervorrufe, heute ist man jedoch besser unterrichtet und weiß, daß es ein Fischgift nicht gibt, sondern daß verschiedene Gifte in Fischen enthalten sein können. In südländischen und tropischen Gegenden leben Fische, die ebenso giftig sind wie Kreuzotter und Brillenschlange. Es sind dies die Igelfische, gewisse Arten der Zweihorn- und Vierhorn-Gattungen, Diodon und Tetradon. Der Genuss dieser Fische, bei denen die Leber, der Rogen, sowie die Milch besonders verderblich sind, ruft die schlimmsten Krankheits-Erscheinungen hervor und führt in den meisten Fällen den Tod herbei. In China und Japan sind Vergiftungen durch Tetradon sehr häufig, ja es heißt sogar, daß der Fisch öfter zu Mord- und Selbstmord-Zwecken verwendet würde. Manche Fische brauchen indessen von Hause aus gar nicht einmal giftig zu sein, und ihr Genuss ist doch schädlich. So meidet man z. B. auf den Marshall-Inseln manche Fischarten ihrer Giftigkeit wegen, die auf den Karolinen-Inseln ohne Schaden gegeben werden; dies erklärt sich daraus, daß die Fische bei den Marshall-Inseln giftige Nahrung zu sich nehmen, die sich bei den Karolinen-Inseln nicht findet.

Für unsere Küche kommen diese Fische sämtlich nicht in Betracht, und in unseren Gewässern lebt kein Fisch, nach dessen Genuss der Tod eintreten wird. Und doch gibt es bei uns zwei Fische, die „mit Vorsicht“ behandelt werden müssen: wir meinen die Barbe und das Petermännchen. Von der Barbe schreibt bereits im sechzehnten Jahrhundert Konrad von Gesner: „Ihre Eier sind ganz schädlich, denn sie führen den Menschen in Gefahr Leibes und Lebens mit großer Pein und schmerzen:

nemlich sie bewegen den ganzen Leib mit starkem treiben oben und unten auf, mit großer Angst und Blödigkeit: welches die täglich Erfahrung in vielen Leuten genugsam erzeugt. Auf der Urach soll ihr Rogen wie gemeldet zu stundi hinweggeworfen werden, damit er mit durch Unwissenheit in die Speis komme.“ Brecht bestätigt, daß der Rogen der Barbe zeitweise giftig sei, es ist daher erklärlich, daß manche Menschen den Rogen genossen haben, ohne Schaden zu nehmen, während zu Zeiten Blasen-Erkrankungen vorgekommen sind, so z. B. „die Barbien-Cholera“ im Jahre 1851. Deshalb soll man dem alten Gesner folgen und den Barben-Rogen stets wegwerfen.

Beim Petermännchen (*Trachinus draco*) ist das Fleisch unbedingt genießbar und vollkommen giftfrei. Der Fisch trägt aber auf dem Rücken, sowie an den Kiemenstacheln Stacheln, die ihm als Angriffs- und Beleidigungswaffe dienen. Jede dieser Stacheln ist auf jeder Seite mit einer Minne versehen, die von der Spitze bis zur Basis reicht. In dieser Minne liegt eine feine Röhre, die sich am unteren Ende etwas erweitert und eine giftige Drüsennasse einschließt. Wenn der Fisch nun mit den Stacheln verwundet, steigt die Giftnasse in die Wunde und verursacht nicht nur einen sehr heftigen Schmerz, sondern auch starke Geschwulst und Wundfeuer. Das Petermännchen nähert sich zur Laichzeit den Mündungen der Flüsse, es vermag lange Zeit auf dem Grunde des Meeres zu verweilen, wo es sich häufig in den Sand vergräbt, sodaß nur sein Kopf und die Rückenflosse freibleiben. Wenn nun ein unvorsichtiger Fischer den Sand, in welchem ein Petermännchen verborgen liegt, mit der Hand durchwühlt oder ihn mit bloßen Füßen betritt, kann er leicht gefährlich verletzt werden, und die Fälle sind nicht selten, daß nach einer schweren Verwundung die Hand oder der Fuß abgenommen werden müssten. Deshalb war das Petermännchen schon zu den ältesten Geiten berüchtigt und gefürchtet, und noch heutzutage nehmen die Fischer dem mit der äußersten Vorsicht ergriffenen Fisch die gefährliche Flosse.

Das Gift, welches in verdorbenen Fischen enthalten ist, röhrt von Bakterien her, welche die Zersetzung des Fleisches verursachen und zum Theil sehr giftig sind. Die Art der Bakterien bedingt denn auch die Schwere der Krankheits-Erscheinungen. Glücklicherweise verlaufen die meisten der durch verdorbenen Fisch hervorgerufenen Vergiftungen ziemlich harmlos; es stellen sich Erbrechen, Schmerzen in der Magengegend und Durchfall, ein, und in ein bis zwei Tagen ist die Krankheit gehoben. Mitunter aber tritt die Krankheit heftiger auf, sie gleicht dann der so gefürchteten Wuri-Vergiftung und endigt in vielen Fällen mit dem Tode.

Nun kommt es auch vor, daß einzelne Menschen gewisse Fischarten nicht vertragen können und nach dem Genuss stark werden. Dies darf uns nicht beunruhigen, denn es gibt ja auch Menschen, die nach Erdbeeren oder Krebsen Nesselsiefer bekommen, oder solche, die den Genuss von Hänseleber oder Lävian mit Erbrechen oder einem choleric-artigen Anfall büßen müssen. Eine sorgsame Hausfrau braucht überhaupt keine Furcht zu haben, sich und ihren Angehörigen durch Fischgift Schaden zuzufügen, denn sie weiß einen gesunden Fisch von einem verdorbenen zu unterscheiden, aus wird sie die Reise eines Fischgerichts nicht so lange aufschieben, daß sich Gifte entwideln. Vorsicht ist immer gut, im übrigen kann die Fischnahrung nicht genug empfohlen werden, denn Fischfleisch enthält nicht nur weit mehr Nährstoff als allgemein angenommen wird, sondern ist auch erheblich billiger als Fleisch.

## Redactions-Wort

**P**ersorgte Mutter in Hannover. — Es ist uns nicht möglich, Ihre Fragen an dieser Stelle eingehend zu beantworten. Sie finden in den Büchern „Grundriss der Schul-Gesundheitspflege“ von Dr. R. Schmetz (Verlag von Richard Schöp in Berlin) alles Wissenswerte vereinigt.

**Gertrud v. in Eisenach.** — Die Rejepta hat ihren Namen aus der Besprechungsformel „Morbis rosada“: Heile, stille die Krankheit. Man glaubte früher, die Rejepta besaß eine schmerzlindernde Kraft, und benannte sie daher mit dem Imperativ von rosare: wieder stillen, beruhigen, heilen. — Die Erklärung des Namens Apfelsine als „Apfel von China“ ist falsch; die Frucht wurde von den Portugiesen angeblich im Jahre 1548 aus dem südlichen China nach Macau gebracht und daher als Apfel von Sina (Sina ist der ältere Name von China) bezeichnet.

**Wartbe von B. in Karlsruhe.** — Vanille in den Thee zu thun ist Vandalsmus! Der richtige Theetrinker trinkt ihn sehr schwach, aber ohne Zusatz, auch ohne Zucker, denn jeder Zusatz beeinträchtigt den reichen Theegeschmack. — Es werden nicht selten fremde Pflanzenblätter dem The beigegeben. Wenn Sie diese Fälschung erkennen wollen, brauchen Sie nur einige Blätter in Wasser aufzusieden: Edte Theoblätter erkennen man daran, daß die von der Mittelrippe auslaufenden sogenannten Blattnerven nicht bis an den Rand des Blattes verlaufen, sondern noch bevor sie denselben erreichen, nach oben hin sich zu einer wellenförmigen Linie vereinigen.

**Dr. v. S. in Nördlingen.** — Sie kommen am schnellsten zum Ziel, Rehgärde von Mottern und deren Brut zu entfernen, wenn Sie die Weible zunächst an einem lustigen Detz mit Schwefel-Kohlenstoff besprühen. Hierauf bepinseln Sie mit folgender Flüssigkeit: 100 g verschiedenes Intervelpulver, 3 g gepulverten Kampt, 2 g Raphatolin, 10 g Glycerin und 1 kg Alkohol tüchtig zusammengeküsst und durch ein Tuch durchgesiezt. Die Flüssigkeit muß in einer gut verschlossenen Flasche aufbewahrt werden. Bei der Benutzung des Schwefel-Kohlenstoffes darf, infolge der leichten Entzündlichkeit, nie ein brennendes Licht in der Nähe stehen!

**R. v. L. in Baderborn.** — Glauben Sie doch nicht daran, man ist sich einen schlechten Scherz mit Ihnen gemacht.

**Reugierige in Revel.** — Die Gagen der Toreco's sind sehr verschieden, je berühmter ein Toreclämpfer ist, desto besser wird er bezahlt. Ein Torec von Ruf erhält für jeden Tiere etwa eintausend Francs, für den Käfer also zwei- bis dreitausend Francs.